Lübecker Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 3.00, monatlich 1.00 Mk.

Redaktion und Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46 Fernsprecher Nr. 926

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 30 Pfg., auswärtige Anzeigen 45 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 101. Mittwoch, den 1. Mai 1918. 25. Jahrg.

Zum 1. Mai.

Der Tag des ersten Mai ist so recht zu einer Rück- und Ausschau geeignet. Mit Wehmut gedenken wir jenes ersten Weltparlaments der Arbeit, das im Juli 1889 während der Jahrhundertfeier der französischen Revolution in Paris zusammentrat und die Arbeiterinternationale neu begründete. Wie groß war die allgemeine Begeisterung, als damals mehr denn 400 Arbeitervertreter aus allen Ländern einhellig beschlossen, überall alljährlich am ersten Maientage eindrucksvoll zu demonstrieren für die Einführung des gesetzlichen Normalarbeitstages, für die Abschaffung der Kinderarbeit, für die gesetzliche Beschränkung der Minderjährigen- und Frauenarbeit, für die Beschränkung der Nachtarbeit auf das Allernotwendigste, für umfassenden Arbeiterschutz und für eine wirkungsvolle Sozialgesetzgebung. Und später gesellte sich zu diesen Forderungen noch die Forderung des allgemeinen Völkerfriedens . . . .

Der Weltkrieg hat die Arbeiterinternationale, die seit dem Jahre 1890 am ersten Mai jeden Jahres für diese großen Kulturforderungen eintrat, zerrissen und zerstampft. Zugleich hat er auch die vielverheißenden Anfänge auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung zum alten Eisen geworfen. Von einem Normalarbeitstag, den sich vor dem Kriege viele Gewerkschaftsgruppen aus eigener Kraft nach mühseligem Ringen erkämpft, ist heute fast nirgends mehr die Rede. Unermüdlich rattern und stampfen die Maschinen bei Tag und Nacht. Gerade die Nachtarbeit hat einen nie geahnten Umfang angenommen, ihr giftiger Mehltau bleicht nicht nur die Wangen der Männer, sondern auch die zahlreicher Frauen und Jugendlicher. Das in der Heimat schaffende Arbeitsheer muß auf frische Luft und Sonnenlicht verzichten und welkt dahin unter dem verzehrenden Giftodem des Krieges, der nicht nur die Kämpfer der Front, sondern auch sie mit Vernichtung und Siechtum bedroht. Die Arbeiterschutzbestimmungen sind zumeist wertlose Makulatur geworden und selbst Teile der Sozialgesetzgebung sind den Kriegsnotwendigkeiten geopfert worden. Und zu all der Mühe und Qual angestrengtester Arbeitsfron kommt noch die Teuerung und die unzureichende Ernährung der breiten Volksmassen . . . .

Das hat der Weltkrieg zuwege gebracht. Die Proletarier aller Länder sprachen schon immer verschiedene Sprachen. Aber trotzdem verstanden sie sich und einten sie sich zu gemeinsamer Tat für Kultur und allgemeine Menschlichkeit, zum gemeinsamen Kampf gegen Ausbeutung und kapitalistische Unterdrückung. Und der Tag der gemeinsamen Kundgebung für diese Ideale war alljährlich der 1. Mai. Heute reden die Arbeiter an einander vorbei. Sie verstehen sich nicht mehr. Eigene Schuld und der unerbittliche Krieg hat sie einander so entfremdet, daß sie sich zum Teil sogar im eigenen Lande haßerfüllt gegenüberstehen in Verkennung der Tatsache, daß es die großkapitalistische Wirtschaftsweise mit ihren internationalen Reibungen und nationalen Sonderinteressen ist, die diesen Weltkrieg entfacht hat. Früher erkannten die Arbeiter diese so oft vorausgesagte Binsenwahrheit rückhaltlos an. Heute geben viel von ihnen irgendwie einer Staatsregierung die „Schuld“ an dem furchtbaren Unheil und beachten dabei nicht, daß alle Regierungen, die in diesen Weltkrieg gegangen, nur als Vollzugsausschuß großkapitalistischer Interessen fungierten und daß dieser große Völkerkampf nichts anderes ist als das schon lange vorausgesehene Ergebnis imperialistischer Reibungen und großkapitalistischer Ausbeutungs- und Interessengegensätze.

So entrollt uns dieser Weltkrieg ein trauriges Bild des sozialen Rückschrittes und der Zerfahrenheit und Uneinigkeit der Arbeiterklasse. Die einst so achtunggebietende Arbeiterinternationale ist tot und mit ihr scheinen eingesargt unsere alten Kulturforderungen, obwohl deren Wiederbelebung durch Rumpfparlamente der ehemaligen Arbeiterinternationale wiederholt während des Krieges versucht worden ist. . . .

Diese Leblosigkeit und Ohnmacht ist Begleiterscheinung und Folge des Weltkrieges. Aber trotz der heute vorhandenen Entfremdung können wir jetzt schon getrost sagen, daß sich nach dem Kriege das Proletariat national wie international wieder zusammenfinden und vereinigen wird zu gemeinschaftlichem Wirken und zu gemeinschaftlicher Tat. Der internationale kapitalistische Gegensatz, der diesen Krieg verursacht hat und nach dem Kriege fortdauern wird, wird dann naturgemäß Ablenkung und Milderung suchen und ausmünden in einem verstärkten Druck auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Arbeiterschaft und deren politischen Rechte. Das wird die Arbeiter aufklären und sie trotz mancher Meinungsverschiedenheiten zusammenschweißen zur Verteidigung ihrer bisherigen Positionen, zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage und zum Ausbau ihrer politischen Rechte. Dieser Drang wird — diktiert durch die Einwirkung unserer wirtschaftlichen und politischen Gegner — bald allgemein werden, auch über die Landesgrenzen greifen und schließlich eine neue Internationale schaffen, die alte wertlose Schlacken und Vorurteile abstößt und vollwichtige Werte geläuterter Erkenntnis an deren Stelle setzt. Und Hand in Hand mit diesem Streben wird dann wieder gehen das verstärkte Streben nach dem Normalarbeitstag, nach Beschränkung der Nacht-, der Frauen- und Kinderarbeit, nach wirksamen Arbeiterschutzgesetzen und nach einer durchgreifenden Sozialgesetzgebung. Dieser Ruf ist ja auch während des Krieges niemals erstorben und hat wiederholt mitten im Grauen des Weltkrieges nach gesetzlicher Gestaltung gestrebt, ohne bisher nachhaltige Beachtung und noch viel weniger eine den Forderungen entsprechende Erfüllung gefunden zu haben. Das Proletariat, das in den Schrecknissen dieses Weltkrieges so manches gelernt hat und reifer denn je geworden, wird sich sein Recht dann zu erkämpfen wissen. Allerdings bedarf es dazu der geschlossenen Einheit und Einigkeit. Das wird es schnell begreifen, begreifen müssen, und alle Hemmnisse, die seinen Aufstieg stören könnten, mit sicherer Hand hinwegräumen.

So bietet uns diese Betrachtung einen immerhin tröstlichen Ausblick in die Zukunft. Keinenfalls wollen wir aber vergessen, daß noch unendliche Mühe und Arbeit nötig sein werden, um auf die rechte Bahn zu gelangen. Verärgerung, Haß und Unverständnis stehen uns gleich einer hohen Mauer noch hindernd im Wege. Aber es gibt für das Proletariat keine andere Bahn. Es muß dieses Hindernis hinwegräumen. Die Arbeiterschaft muß dies tun, um politisch und wirtschaftlich vorwärtszukommen und ihre alten nie aufgegebenen Ideale verwirklichen zu können. Dessen wird sich mit der Zeit jeder erinnern, oft übelberatende Gefühlsregungen werden wieder dem kühl rechnenden Verstande weichen müssen.

Diese Ueberzeugung von der Notwendigkeit des geeinten proletarischen Aufmarsches wird sich — erzeugt und getrieben durch viele wirtschaftliche und politische Einflüsse — nach dem Kriege mit Naturgewalt durchsetzen und die Bahn freimachen zum weiteren kulturellen Aufstieg der Arbeiterschaft und damit des gesamten Menschengeschlechts! Deshalb mutig und ohne Bangen der Zukunft entgegen! Sie hat zu vollenden, was die Vergangenheit mit vielfach unzulänglichen Mitteln begonnen. Sie soll unsere alten Maiforderungen verwirklichen und uns damit führen zu höherer Kultur und echtem Menschentum. Sie soll der Ausbeutung des Menschen durch Menschen ein Ziel setzen durch Schaffung des sozialistischen Gemeinwesens. Das ist nur durch zähen, ausdauernden Kampf zu erreichen. Ohne Kampf kein Sieg! Der Sieg aber ist nur möglich durch proletarische Entschlossenheit und Einigkeit!

Aus der Dunkelkammer der Reaktion.

Die **zweite Beratung der Verfassungsvorlagen des preußischen Abgeordnetenhauses** begann mit einer allgemeinen Ueberraschung. Ohne daß die übrigen Parteien davon in Kenntnis gesetzt waren, beantragte der Abgeordnete Graf Spee vom Zentrum vor Eintritt in die Beratung, **die ganze Verhandlung zu vertagen bis nach Friedensschluß.** Wie sich im Laufe der Debatte herausstellte, hat er diesen Antrag in der Fraktionssitzung des Zentrums vom Montag eingebracht, seine Freunde haben ihm **dringend davon abgeraten,** ihn im Plenum zu stellen, aber er war diesen Ratschlägen seiner Freunde nicht zugänglich, sondern brachte den Antrag für seine Person trotzdem ein. Erklärlich, daß es darüber zu lebhaften Auseinandersetzungen kam, um so mehr, da Graf Spee in der Begründung die Schuld daran, daß das Haus mitten im Kriege sich mit einer Verfassungsänderung zu beschäftigen habe, ganz unzweideutig der Staatsregierung beimaß. Die Konservativen tobten natürlich Beifall.

Die Redner der anderen Fraktionen erklärten übereinstimmend mit den Ausführungen des Ministers Dr. Friedberg den Vertagungsantrag für absolut unannehmbar. Mit großer Mehrheit wurde er dann auch abgelehnt, daß er aber überhaupt gestellt werden konnte, zeigt, mit welcher Verzweiflung die Junker mit blauem und schwarzem Blut in dieser furchtbaren Zeit der Volksleiden ihre unerhörten Vorrechte gegenüber dem Recht des Volkes verteidigen. Es war deshalb sehr vernünftig von der Regierung, daß sie durch den Mund des Vizepräsidenten des Staatsministeriums glatt heraus erklären ließ: sie werde eine **Annahme des Vertagungsantrages mit den äußersten verfassungsmäßigen Mitteln beantworten.**

Nicht so klar kam in der Rede desselben Vizeministerpräsidenten die Stellung der Staatsregierung zu der Sache der Wahlreform selbst zum Ausdruck. Und aus Graf Hertlings Rede erst recht nicht. Besonders sie enthielt allerlei Andeutungen über Sicherungen, die man, hält man dazu die Erklärung des Zentrumsführers Porsch, unschwer dahin auslegen kann, daß zwischen Zentrum und Regierung zurzeit Verhandlungen schweben, die sich dann bis zur dritten Lesung wohl zu allerhand Verschlechterungen der Regierungsvorlage verdichtet haben werden, nachdem die zweite Lesung, was wohl mit ziemlicher Sicherheit gesagt werden kann, **die Ablehnung der Regierungsvorlage bringen wird.**

Das preußische, das ganze deutsche Volk hat also allen Grund, auf der Hut zu sein, damit es nicht doch noch um sein Recht betrogen wird.

*

Preußisches Abgeordnetenhaus.

136. Sitzung. Dienstag, den 30. April 1918, 11 Uhr.

Am Ministertische: Ministerpräsident Graf Hertling, Dr. Friedberg, Drews, Hergt, v. Eisenhardt-Rothe.

Die Tribünen sind überfüllt, das Haus ist stark besetzt.

Präsident Graf Schwerin-Löwitz eröffnet die Sitzung um 11¼ Uhr.

Zweite Lesung der Wahlrechtsvorlage.

Auf der Tagesordnung stehen die drei Wahlrechtsvorlagen.

Abg. Graf Spee (Z.) [zur Geschäftsordnung]: Ich beantrage, diese Gesetzentwürfe von der Tagesordnung abzusetzen, und die Beratung der Angelegenheit bis nach Friedensschluß zu vertagen. (Große Bewegung im ganzen Hause. — Stürmischer Beifall rechts, lebhafter Widerspruch links.) Ich stelle den Antrag durchaus auf eigene Faust. (Lebhafte Erregung.) Wir müssen alles vermeiden, um die kraftvolle Einigkeit der geschlossenen Front nach außen und innen aufrecht zu erhalten. Der jetzige Augenblick, wo wir den ungeheuren Existenzkampf führen müssen, ist der denkbar ungeeignetste für diese Vorlagen. An der Front begreift man die verdammte Friedensresolution des Reichstags nicht. (Große Unruhe links.)

Präsident Graf Schwerin-Löwitz: Ein Antrag, wie der vorliegende, ist seit langer Zeit nicht gestellt worden, ist aber in früheren Fällen vom Präsidenten zugelassen worden. Der Antragsteller hatte also auch hier das Recht der Begründung.

Abg. Graf Spee (Z.) [fortfahrend]: Selbst wenn das gleiche Wahlrecht hier angenommen würde, so würde das ein Pyrrhussieg sein. Ich war draußen in der herrlichen Atmosphäre kraftvoller Kampfesstimmung und bitte Sie, unseren Helden zu zeigen, daß wir hier einig sind. (Lebhafter Beifall rechts; Zischen links. — Der Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Dr. Porsch, redet erregt auf den Abgeordneten Spee ein.)

Vizepräsendt des Staatsministeriums Dr. Friedberg: Der Vorschlag des Vorredners ist wohl für das ganze Haus, sogar für seine eigenen Parteifreunde, überraschend gekommen. Er hat aber auch die Regierung überrascht. Jetzt eine angekündigte feierliche Vorlage auf eine ganz unbestimmte und unabsehbare Zeit zurückzustellen, würde den inneren Frieden unseres Volkes aufs tiefste gefährden. (Stürmische Zustimmung links; große Unruhe rechts.) Die Regierung kann dafür die Verantwortung nicht übernehmen und würde die Annahme des Antrages mit den äußersten verfassungsmäßigen Konsequenzen beantworten. (Lebhafter Beifall links und im Zentrum; großer Lärm rechts.)

Abg. Dr. Porsch (Z.): Die Annahme, daß der Antrag eine Ueberraschung auch für das Zentrum sein würde, trifft leider nicht zu. Graf Spee hat den Antrag vielmehr in der Fraktionssitzung angekündigt, ist aber einmütig und dringend gebeten worden, den Antrag zurückzustellen. Er hat ihn heute auf eigene Faust gestellt. Meine Freunde werden den Antrag daher ablehnen. (Beifall links.)

Abg. Dr. Pachnicke (FVp.): Ich kann das Befremden nicht unterdrücken, daß der Präsident die Grenzen der geschäftsordnungsmäßigen Begründung des Antrags soweit gezogen hat, daß der Antragsteller von der verdammten Friedensentschließung des Reichstags hat sprechen können. (Zurufe links: Unerhört!) Der Antrag ist ein Hohn auf die Krone (stürmischer Beifall rechts, lebhafte Zustimmung links), ein Hohn auf das Staatsministerium und ein Hohn auf das Land. (Stürmische Zustimmung links.) Wir werden über den Antrag namentliche Abstimmung beantragen.

Präsident Graf Schwerin-Löwitz: Der Antragsteller hat sich durchaus im Rahmen der Begründung des Antrags gehalten.

Abg. Adolf Hoffmann (U. S.): Den Grafen Spee sollte man für seine Leistung im Herrenhaus beisetzen (Unruhe rechts), oder man sollte ihm einen Psychiater zur Untersuchung übergeben. (Großer Lärm und Pfui-Rufe rechts. Ordnungsruf des Präsidenten.) Während seiner Rede machte er den Eindruck, als ob er ohne Nachtruhe direkt aus dem Offiziekasino gekommen wäre. (Lärm rechts, Pfui-Rufe. Ordnungsruf des Präsidenten.) Wird der Antrag angenommen, so würde ich die Kämpfer an der Front auffordern, bis zur Einführung des gleichen Wahlrechts den Kampf einzustellen. (Großer Lärm und Pfui-Rufe rechts. Zurufe: Hinaus! Ins Zuchthaus! Landesverräter!)

Präsident Graf Schwerin-Löwitz: Wegen dieser die Gefühle des Hauses und des ganzen Landes tief verletzenden Aeußerungen rufe ich Sie zum drittenmal zur Ordnung. (Beifall.)

Ich habe überhört, daß Graf Spee von einer verdammten Reichstagsresolution gesprochen hat. Ich muß diesen Ausdruck als verletzend für einen Teil der Reichstagsabgeordneten rügen. Auch ich bin von dem Antrag des Grafen Spee überrascht worden.

Abg. Hirsch-Berlin (Soz.): In keinem Parlament der Welt wäre es möglich, daß kurz vor der Entscheidung über eine so wichtige politische Frage ein derartiger Antrag gestellt würde, der eine Herausforderung des ganzen Volkes bedeutet. Wenn irgend etwas dem Volke die Augen darüber öffnen kann, was unter einem Dreiklassenwahlrecht möglich ist, so ist es dieser Antrag. Er würde an der Front nicht wie eine Erlösung empfunden, sondern er würde den Siegeswillen lähmen. (Sehr richtig! links. Unruhe rechts.) Wir freuen uns über die Erklärung der Staatsregierung und hoffen, daß bei einer Annahme des Antrages das Haus heute, spätestens aber morgen, aufgelöst wird. (Beifall links.) Das preußische Volk würde die richtige Antwort finden. (Beifall links. Lachen rechts.)

Abg. Dr. Lohmann (NL.): Wir werden geschlossen gegen den Antrag des Grafen Spee stimmen. (Beifall.) Graf Spee mußte sich bei ruhiger Ueberlegung sagen, daß die Regierung geradezu verpflichtet war, die Annahme seines Antrages mit der Auflösung des Abgeordnetenhauses zu beantworten. (Sehr richtig! links und im Zentrum.) Graf Spee ist von der Verantwortung für diese bedauerlichen Vorgänge nicht frei. (Beifall links und im Zentrum. — Widerspruch rechts.)

Abg. Dr. v. Heydebrand (K.): Der Antrag Graf Spee hat uns überrascht. Vieles von dem, was er gesagt hat, deckt sich mit unserer Auffassung. Indessen sind die Gegengründe nicht außer acht gelassen, und daher beantragen wir, die Sitzung auf eine Stunde zu vertagen.

Abg. Brütt (Freik.): Wir schließen uns dem an.

Abg. Porsch (Z.): Da eine große Partei den Wunsch nach Vertagung ausgesprochen hat, glauben wir, nicht widersprechen zu sollen.

Der Antrag auf Vertagung für eine Stunde wird mit den Stimmen der Konservativen, Freikonservativen und des größten Teils des Zentrums angenommen und die Sitzung um 12¾ Uhr unterbrochen.

Wiederaufnahme der Sitzung.

Präsident Graf Schwerin eröffnet die Sitzung um 1 Uhr 20 Minuten. Die Geschäftsordnungsaussprache über den Antrag des Grafen Spee wird fortgesetzt.

Abg. Lüdicke (Freik.): Die bisherigen Verhandlungen haben bewiesen, eine wie große Schuld die königl. Staatsregierung mit der Einbringung dieser Vorlage auf sich geladen hat. (Stürmischer Beifall rechts, große Unruhe links und im Zentrum.) Während die Augen ganz Deutschlands nach Flandern gerichtet sind, spielen sich hier solche Vorgänge ab. Die Verantwortung hierfür trägt wiederum die königl. Staatsregierung. (Zustimmung rechts, Widerspruch links.)

Vizepräsident des Königl. Staatsministeriums Dr. Friedberg: Ich muß Verwahrung dagegen einlegen, wenn der Abg. Lüdicke den Mut gefunden hat, von einer Schuld der Königlichen Staatsregierung zu sprechen. (Zurufe rechts, große Unruhe.) Es handelt sich hier um eine vom ganzen Volke gewünschte Reform. (Widerspruch rechts, Beifall links.)

Abg. v. Heydebrand (Kons.): Ich kann dem Abg. Lüdicke nicht Unrecht geben. In dieser schweren Zeit sollten innere Zwiespältigkeiten vermieden werden. Wir würdigen den Patriotismus des Grafen Spee, aber die Mehrheit meiner Freunde muß seinen Antrag ablehnen.

Vizepräsident Dr. Friedberg: Der Abg. Heydebrand hat sich im wesentlichen die Vorwürfe des Abg. Lüdicke zu eigen gemacht, während er doch die Schuld daran trägt, daß jahrelang die Wahlreform in diesem Hause verhindert worden ist. (Stürmische Entrüstungsrufe rechts, lebhafte Zustimmung links.)

Abg. Dr. Pachnicke (Volksp.): Angesichts der veränderten Sachlage ziehe ich meinen Antrag auf namentliche Abstimmung zurück.

Abg. v. Heydebrand (Kons.): Dann nehmen wir selbst den Antrag auf namentliche Abstimmung auf. (Beifall rechts.)

Hierauf wird der Antrag des Grafen Spee in namentlicher Abstimmung mit 333 Stimmen gegen 60 Stimmen abgelehnt.

Darauf wird in die sachliche Verhandlung eingetreten.

Die Abgeordnetenhausvorlage.

Es findet zunächst eine allgemeine Aussprache statt. Nach § 1 ist jeder Preuße wahlberechtigt, der 25 Jahre alt und seit wenigstens drei Jahren staatsangehörig ist. § 2 stellt den Ausschluß von der Wahlberechtigung fest. Nach § 3 der Kommissionsfassung hat jeder Wähler eine Grundstimme. Ferner sind fünf Zusatzstimmen möglich, auf Grund des Lebensalters und der Zahl der erwachsenen Kinder, des Vermögens, des Einkommens, der selbständigen Erwerbstätigkeit, der Schulbildung und des öffentlichen Dienstes.

Ein Antrag Dr. Lohmann (Natl.) will ein Zweistimmrecht einführen, danach sollen selbständige Personen in allen Berufen und Beamte, die zehn Jahre im Dienst sind, sowie Arbeiter, die mehr als sechs Jahre auf einer Stelle sind, eine Zusatzstimme erhalten. Die Regierungsvorlage hat bekanntlich das gleiche Wahlrecht mit einer Stimme vorgesehen.

Ministerpräsident Graf v. Hertling: Meine Herren, auch nach den Vorgängen der heutigen Sitzung mit ihren lebhaften Erregungen gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß eine Verständigung über die Wahlvorlage möglich ist. Wir haben gesehen, wie stark innerhalb dieses Hauses auf allen Seiten das Gefühl der Verantwortlichkeit ist, und diese Verantwortlichkeit muß dazu führen, unbedingt jetzt zu einer Verständigung zu kommen. (Beifall.) Der Artikel 3 der Fassung ihrer Kommission ist für die Staatsregierung nicht annehmbar, wie sie wiederholt erklärt hat. Das gleiche gilt von dem gewiß gutgemeinten Antrage des Abg. Lohmann, der aber auch auf ein plutokratisches Wahlrecht hinausläuft, das in heutiger Zeit ganz unmöglich ist. Wir können nach diesem Kriege nicht die politischen Rechte nach dem Einkommen und nach dem Vermögen bemessen, sondern es muß heißen, gleiches Recht für alle. Preußen kann sich nicht länger von dem gleichen Wahlrecht ausschließen. (Sehr richtig! links.) Es ist ja möglich, gewisse Sicherungen anzubringen, um die befürchteten allzu weitgehenden radikalen Folgen abzuwehren. Wie ich höre, sind noch Anträge vorbereitet, die diese Sicherungen verstärken sollen. (Hört, hört!) Es ist dringend notwendig, in unserm Volke die Einmütigkeit, die es in diesem Kriege bewiesen hat, zu erhalten. Deshalb müssen auch in der Wahlrechtsfrage allzuweit gehende Gegensätze zurücktreten. Jetzt sind wir noch in der Lage, die Zusagen, welche gegeben worden sind, in Ruhe einzulösen. Tun wir das aber nicht, so ist es möglich, daß die Verwirklichung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Preußen sich unter großen inneren Erschütterungen vollziehen wird. (Hört, hört!) Das gleiche Wahlrecht kommt! Es kommt, wenn nicht heute, so doch in absehbarer Zeit. (Sehr wahr!) Ich bitte Sie, Ihre Hand zu seiner Verwirklichung zu bieten. (Lebhafter Beifall links und im Zentr.)

Abg. Dr. v. Heydebrand (Kons.): Auch wir teilen den Wunsch nach einer Verständigung. Aber wenn nicht einmal der neue nationalliberale Antrag ausreicht, um die Zustimmung der Regierung zu finden, so bliebe kein anderer Weg, als einfach die Regierungsvorlage anzunehmen. (Sehr richtig! rechts.) Wir sind durchaus davon überzeugt, daß das gegenwärtige Wahlrecht reformbedürftig ist. Deshalb bin ich erstaunt, daß mir der Vizepräsident Dr. Friedberg vorwirft, ich hätte bisher die Reform verhindert. Das vorgeschlagene Wahlrecht begünstigt nur die unteren, sogar der Mittelstand wird besonders geschoben. Ich sehe keine weitere wesentliche Veränderung durch dieses Wahlrecht, als daß wir hier mindestens 120 Sozialdemokraten haben werden. Ob es dann möglich sein wird, die historische Politik Preußens fortzusetzen, z. B. in der Ostmark, erscheint mir zweifelhaft. Auch wir sehen ein, daß auf Grund der veränderten Verhältnisse etwas Neues geschaffen werden muß. Das Wahlrecht muß sich aber der Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft anpassen. Uns ist es gleich, ob dieser oder jener Minister fällt, aber ob das Haus aufgelöst wird. (Lebhafter Beifall.) In solcher Periode der Geschichte Preußens gibt es für uns nichts anderes als unsere Ueberzeugung. (Beifall rechts.)

Vizepräsident des Staatsministeriums Dr. Friedberg: Die Regierung hat stets erklärt, daß sie unbedingt an der Forderung des gleichen Wahlrechts festhält. Ich bedauere außerordentlich, daß die konservative Partei alle Versuche, die Frage zu lösen, grundsätzlich abgelehnt hat. Schuld daran, daß die Wahlrechtsfrage jetzt zur Entscheidung kommt, trägt nicht die Regierung, sondern die Parteien, die früher eine Reform verhindert haben. Der Träger der Krone ist ganz selbstverständlich in den Beratungen, die der Osterbotschaft und der Julibotschaft vorangingen, über alle diese Dinge in ausführlichster Weise unterrichtet worden. (Hört, hört! links.) Richtig ist, daß unter dem gleichen Wahlrecht das Abgeordnetenhaus eine andere Zusammensetzung erfahren wird; das wird aber auch beim Pluralwahlrecht der Fall sein. In der Ostmarkenpolitik wird die Regierung Mittel und Wege finden, um es bei dem bisherigen Kurs zu belassen. Man mag an der königlichen Botschaft deuteln, wie man will, es ist in ihr ein Regierungsprogramm aufgestellt, daß die Minister auszuführen haben. Diese Entwicklung ist nicht mehr aufzuhalten. Das beste Mittel zur Beruhigung würde eine baldige Verabschiedung der Vorlage sein. (Beifall links und im Zentr.)

Auf Antrag des Abg. Porsch (Zentr.) wird die Besprechung von § 1 und § 3 verbunden.

Abg. Dr. Porsch (Zentr.): Wir werden unseren Standpunkt in der dritten Lesung eingehend begründen. In der zweiten Lesung wird ein kleiner Teil meiner Freunde gegen das gleiche Wahlrecht, die große Mehrheit aber dafür stimmen.

Auf Antrag des Abg. Dr. Lohmann (Natl.) vertagt das Haus die Weiterberatung auf Mittwoch 11 Uhr.

Schluß 4 Uhr.

*

Auch heute noch keine Entscheidung?

Berlin, 1. Mai. (Privattelegramm.) Die „B. Z." berichtet: Im Abgeordnetenhause wird voraussichtlich die Abstimmung über die Wahlrechtsvorlage heute noch nicht erfolgen, weil die Rednerliste noch eine große Zahl von Namen aufweist. In Regierungskreisen scheint der Optimismus noch nicht geschwunden zu sein. Man hofft, daß zwischen der 2. und 3. Lesung eine Verständigung über die Annahme des Regierungsentwurfes und die Durchführung des gleichen Wahlrechts in dritter Lesung möglich sein werde.

Was der Krieg bringt.

Deutscher Abendbericht.

WTB Berlin, 30. April, abends. (Amtlich.) Von den Kriegsschauplätzen nichts Neues.

*

Der Wiener Bericht.

Wien, 30. April. (Amtlich.)

Die Gefechtstätigkeit an der Südwestfront nahm wieder beträchtlich zu.

An der Piave wurden mehrere Vorstöße des Feindes abgewiesen.

Der deutsche Geländegewinn im Westen.

Innerhalb fünf Wochen eroberten die Deutschen während der großen Westoffensive über 4100 Quadratkilometer. Die Entente konnte in der neunfachen Zeit, d. h. in 44 Wochen, ihrer Riesenoffensive 1916 und an der Somme und bei Arras und in Flandern im im ganzen 561 Quadratkilometer buchen. Die Deutschen erzielten also in einer so viel kürzeren Zeit das 7½fache des Gesamtgeländegewinns der Entente.

Bisher 127 000 Gefangene, 1600 Geschütze.

Mit der Eroberung des Kemmelmassivs hat sich die deutsche Beute in der Westschlacht bis zum 1. Mai auf über 127 000 unverwundete Gefangene und über 1600 Geschütze gesteigert. Besonders erwähnenswert ist, daß die am Kemmel eingebrachten Gefangenen zum ganz überwiegenden Teil den Elitedivisionen der französischen Armee angehören. Auch die nach vielen Tausenden zählende Maschinengewehrbeute ist wieder um einige hundert vermehrt worden.

Der Todeskampf der finnischen Revolution.

Das finnische erste Hauptquartier meldet: Wiborg ist erobert.

Nach einer Meldung des finnischen Hauptquartiers ist nun ganz Wiborg erobert. Der Feind hält sich noch im westlichen Teile von Sorsara Trenhara. 6000 Revolutionäre versuchten, sich den Weg nach Frederikshamn zu bahnen. Der Versuch wurde jedoch mit schweren Verlusten abgeschlagen. Durch diesen Sieg brach das finnische Heer die letzte starke Wehr des Feindes.

Protest gegen die Grausamkeiten der Weißen in Finnland.

Die sozialdemokratischen Parteien der drei skandinavischen Staaten haben bekanntlich eine gemeinsame Erklärung gegen die schonungslose Kriegführung der bürgerlichen finnischen Regierung erlassen. Um diesem Protest verstärkten Nachdruck zu geben, haben sich jetzt je zwei Vertreter der beiden sozialdemokratischen Parteien Schwedens zum finnischen Gesandten in Stockholm begeben und ihm ein ähnliches Protestschreiben gegen die Racheakte der Weißen zur Uebermittlung an seine Regierung eingehändigt. Der Gesandte lehnte die Annahme des Auftrages ab, weil der Protest eine unzulässige Einmischung in Finnlands innere Angelegenheiten sei. Darauf erwiderte die Deputation, daß in diesen Zeiten alle Staaten von den gleichen Gefahren bedroht wären und daß die internationale Verständigung wichtiger sei, als die Scheu vor fremder Einmischung. Auch habe ja Finnland selbst ausländische Einmischung erbeten. Der Gesandte verblieb demgegenüber auf seinem ablehnenden Standpunkt.

Die Türken im Besitz des Karsgebiets.

Amtlicher türkischer Tagesbericht. Palästinafront: Aufleben des Geschützfeuers an verschiedenen Stellen der Front. Erkundigungsabteilungen des Gegners wurden abgewiesen; ein feindlicher Fesselballon wurde von unseren Jagdfliegern brennend zum Absturz gebracht. — Kaukasusfront: Unsere Truppen nehmen von dem Gebiet östlich vom Kars bis zur Grenze Besitz. Auf den übrigen Fronten keine Ereignisse von Bedeutung.

Die deutsch-holländischen Verhandlungen.

Wie der „Berl. Lok.-Anz." an gut unterrichteter Stelle erfährt, nehmen die deutsch-holländischen Verhandlungen einen günstigen Verlauf, sodaß mit einem befriedigenden Abschluß in absehbarer Zeit gerechnet werden kann.

Bevorstehende deutsch-italienische Verhandlungen.

Wie die „Idea Nazionale" meldet, wird demnächst in der Schweiz eine Konferenz zwischen Vertretern Deutschlands und Italiens stattfinden zur Beratung eines Vertrages auf der gleichen Grundlage, wie es zwischen Deutschland und Frankreich für den Austausch der älteren Jahresklassen der Kriegsgefangenen zustandegekommen ist.

Maifeier in Italien.

Den 1. Mai wird die Arbeiterschaft Italiens auch diesmal feierlich begehen. In den Rüstungswerken wird auf Anordnung des Munitionsministers an diesem Tage der Betrieb eingestellt werden.

Amerikanische Arbeitervertreter auf dem Kriegspfade.

Auf der Konferenz der amerikanischen Arbeiterdelegierten, die augenblicklich in England mit den Vertretern des Vollzugsausschusses des Gewerkschaftskongresses, den Parlamentskomiteen und der nationalen Arbeiterpartei am 29. April in London abgehalten wurde, wiesen die amerikanischen Delegierten den in einem Memorandum ausgesprochenen Plan der internationalen Sozialisten-Konferenz, an der die Vertreter der feindlichen Länder teilnehmen sollen, mit Bestimmtheit zurück. Ihr gegenwärtiges Ziel sei die Niederlage Deutschlands. Eine internationale Arbeiterkonferenz komme nicht in Frage, bevor Deutschland seine Armeen aus den von ihm überrannten Ländern zurückgezogen hätte.

Man weiß nicht mehr, was man zu solchen Auffassungen sagen soll.

Der Krieg auf den Meeren.

Berlin, 30. April. (Amtlich.) Im Sperrgebiet um England wurde der Handelsverkehr unserer Feinde durch Versenkung von 28 000 Brutto-Registertonnen schwer geschädigt. Den Hauptanteil an diesem Erfolg hat Oberleutnant zur See Steindorff. Das von ihm befehligte Boot hat im Aermel-Kanal allein 6 Dampfer mit zusammen 23 000 Brutto-Registertonnen versenkt. Alle Dampfer, darunter zwei Schiffe von je 5000 Brutto-Registertonnen, waren tief beladen und stark gesichert. Drei Dampfer wurden aus Geleitzügen herausgeschossen. Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß mit den Ladungen der versenkten Schiffe wiederum wertvolles Kriegsmaterial in großer Menge für den Feind vernichtet wurde.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

*

Der kanadische Dampfer „Oronsa", 8075 Tonnen, wurde torpediert und sank. 110 Passagiere sind gerettet worden. Drei Mann der Besatzung werden vermißt.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Die Bundesstaaten für den Ausbau der Reichserbschaftssteuer.

Der sächsische Finanzminister erklärte in der Zweiten sächsischen Kammer, die Einzelstaaten würden wohl keinen Einwand gegen einen weiteren Ausbau der Reichserbschaftssteuer erheben.

Alldeutsche Sittlichkeit.

Welche Klatschgeschichten der ehrenwerten „Deutschen Zeitung" in Berlin den Anlaß gegeben haben, Herrn von Kühlmann zu beschuldigen, daß er wegen sittlicher Verfehlungen nicht mehr würdig sei, Staatssekretär des Deutschen Reiches zu sein, war durch Andeutungen des „Vorwärts" und des „Berliner Tageblatts", von denen wir Notiz genommen haben, der Oeffentlichkeit unterbreitet worden. Die „Deutsche Zeitung" hat daraufhin versucht, als ob sie mehr wisse und als ob in der Gerichtsverhandlung, die demnächst über den Fall urteilen soll, noch ganz andere Dinge zur Sprache kommen sollten. Das alldeutsche Blatt steckt aber so voll von moralischer Entrüstung, daß es nicht länger an sich halten kann, und so platzt es denn jetzt schon mit seinen weiteren Enthüllungen heraus. Sie sind allerdings derart, daß man über die moralische Beschaffenheit der Alldeutschen sich schon heute sein Urteil bilden kann. Man höre, was die „Deutsche Zeitung" den Führern der Reichstagsparteien, die bekanntlich Herrn von Kühlmann gegen die persönliche Kampfesweise seiner Gegner in Schutz genommen haben, vorzurücken hat:

„Nur ein paar Kleinigkeiten zur gütigen Erwägung durch Herrn Paasche und seine Mit-Führer: Wenn ein Offizier die Absicht hat, irgedwohin zu gehen, wo er besser nicht hinginge, so ist er gehalten, seine Uniform auszuziehen; ein Farbenstudent legt im gleichen Falle Band und Mütze ab. Das macht: beide sind so erzogen, daß sie Achtung vor ihrer Uniform, vor ihren Farben haben — und dies ist nichts anderes als der Ausdruck der Achtung vor dem Stande, der Gemeinschaft, der sie angehören."

Damit hat die „Deutsche Zeitung" nun wirklich jeden Zweifel beseitigt, daß gegen Kühlmann weiter nichts vorliegt, als ein Verstoß gegen die Moral, die selbst das Unsittlichste ist, was man sich denken kann, nämlich die Auffassung, daß die „Spitzen" der Gesellschaft sich so unanständig betragen dürfen, wie sie Lust haben, wenn sie es nur heimlich tun.

Ein frommer Wunsch der Firma Schichau.

Infolge Personalmangels und Einziehung des Geschäftsführeres zum Zivildienst war vor einiger Zeit das Weitererscheinen der Berliner Fachschrift „Schiffbau" gefährdet. In dem Bestreben, durch Freistellung des Geschäftsleiters das Eingehen der Zeitschrift zu verhindern, wandte sich der Verlag an eine Anzahl Großfirmen, um sich von diesen die Notwendigkeit des Weitererscheinens der Zeitschrift im vaterländischen Interesse bescheinigen zu lassen. Wir sind weit entfernt, dem „Schiffbau" einen Erfolg dieses Schrittes zu mißgönnen. Aber mit Erstaunen erfüllt uns doch das uns vorliegende Gutachten, das die bekannte Schiffswerft Schichau in Elbing erstattet hat. Dieses Gutachten befürwortet ein Weitererscheinen des „Schiffbau" mit folgenden Worten:

„Viel eher können Hunderte von anderen Blättern, die weniger wertvolle Tendenzen vertreten, ruhig eingehen, namentlich die vielen sozialistischen Zeitungen, die die Industrie an allen Ecken und Kanten zu hemmen und mit Schmutz zu bewerfen suchen."

Daß gerade die Firma Schichau das Eingehen der sozialistischen Zeitungen wünscht, können wir ihr nachfühlen,

denn sie hat uns gar zu oft Gelegenheit geboten, ihre Lohn- und Arbeitsverhältnisse kritisch zu betrachten. Leider kann von uns aus nichts geschehen, um ihren Wünschen entgegenzukommen.

Ernährungsfragen.

Pflichtvergessene Landwirte.

Der Landrat des Kreises Hameln macht bekannt, daß noch immer von den Rindviehhaltern Milch der öffentlichen Bewirtschaftung infolge unzulässigen Verbrauchs im Haushalte und im eigenen Betriebe entzogen wird. So sei jetzt wieder in einigen Gemeinden von den Molkereiaufsichtsbeamten die Benutzung von Butterfässern und Zentrifugen festgestellt worden. Die Abnahme und Verwahrung durch die Gemeindevorsteher sei angeordnet. Außerdem werde er die Landwirte, die ihrer Ablieferungspflicht nicht genügt haben, im kommenden Erntejahre zur **Selbstversorgung mit Brotgetreide nicht wieder zulassen.** Jeder sollte wissen, daß im Interesse der Fettversorgung alle nicht für den eigenen Betrieb freigegebenen Milchmengen an die Molkereien abgeliefert werden müssen. In der eigenen Versorgung auf anderen Gebieten entstehende Nachteile hätten Zuwiderhandelnde sich selbst zuzuschreiben.

Der Rittergutsbesitzer von Lossow in Lesniewo, Kreis Witkowo, wurde von der Strafkammer in Gnesen wegen Verstoßes gegen die Getreideverordnung und Ueberschreitung der Höchstpreise zu **36 500 Mark Geldstrafe** verurteilt. Das erste Urteil, das auf vier Monate Gefängnis und 27 000 Mark Geldstrafe gelautet hatte, ist vom Reichsgericht aufgehoben worden.

Aus Lübeck und den Nachbargebieten.

Mittwoch, 1. Mai.

Die Kleidernot.

Der Reichskommissar für bürgerliche Kleidung, Dr. Beutler, hat unterm 18. April ein dringliches Rundschreiben an die Kommunalverbände erlassen zur Einleitung einer energischen Sammeltätigkeit zur Beschaffung von Oberkleidung für Arbeiter kriegswichtiger Betriebe, der Landwirtschaft und der Eisenbahnverwaltung. Da nur ein Bruchteil des Erforderlichen aus Beständen der Reichsbekleidungsstelle, aus Zuweisungen der Heeresverwaltung und aus Lieferungen des Handels und Gewerbes gedeckt werden kann, sieht sich die Reichsbekleidungsstelle gezwungen, sich wegen des Restes an die Opferwilligkeit der wirtschaftlich besser gestellten Bevölkerung zu wenden.

Die Reichsbekleidungsstelle hat die Gesamtzahl der aufzubringenden Kleidungsstücke nach einem einheitlichen Maßstab auf die einzelnen Bundesstaaten umgelegt, die ihrerseits wieder die Kommunalverbände mit der Auflage belasten. Die Reichsbekleidungsstelle rechnet darauf, daß es möglich sein werde, die von den Kommunalverbänden erforderten Kleidungsstücke ausschließlich im Wege freier Abgabe gegen Bezahlung zu erwerben. Sie hat sich aber ein **schärferes Vorgehen gegen widerstrebende Personen** vorbehalten. Das Rundschreiben sagt darüber: „Falls abgabefähige Personen nicht mindestens einen Anzug abliefern, werden die Kommunalverbände auf Grund der Bundesratsverordnung über Befugnisse der Reichsbekleidungsstelle vom 22. März 1917 ermächtigt, von diesen ein mit der Versicherung der Richtigkeit und Vollständigkeit versehenes Verzeichnis ihrer Oberkleidung und zur Anfertigung solcher geeigneter Stoffe zu fordern und die **Angaben nachzuprüfen und weitere erforderliche Maßnahmen zu treffen.**"

Die Reichsbekleidungsstelle gibt der Erwartung Ausdruck, das die Kommunalverbände diese für das wirtschaftliche Durchhalten unbedingt erforderlichen Maßnahmen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln fördern und dafür Sorge tragen, daß die ihnen auferlegte Zahl Oberkleidung zusammengebracht wird. Sollte infolge Versäumnisse eines Kommunalverbandes das Ergebnis der Sammlung unbefriedigend sein, so behält sich die Reichsbekleidungsstelle vor, für den Bezirk des Kommunalverbandes weitere Maßnahmen zu treffen.

Hoffentlich läßt die Reichsbekleidungsstelle es nicht nur bei platonischen Drohungen bewenden, sondern veranlaßt, daß dort rücksichtslos zugegriffen wird, wo sich **überflüssige Vorräte** befinden. Hat man die Abgabepflicht auf alle möglichen Dinge des Haushaltes ausgedehnt, so ist nicht einzusehen, warum überflüssige, **über das Bedürfnis des Notwendigen hinausgehende Bekleidungsgegenstände** davon verschont bleiben sollen.

Schuhwerk mit Chromledersohlen.

Wer, ohne daß er zwei Paar getragene Schuhe abgibt, einen Schuhbedarfsschein ausgefertigt haben will, muß die schriftliche Versicherung abgeben, daß er nicht mehr als ein Paar gebrauchsfähige Schuhe oder Stiefel besitzt, deren Sohle mindestens im Gelenk oder in der Vorderfläche ganz aus Leder besteht. Dabei sind nun Zweifel aufgetaucht, ob auch Hausschuhe oder Turnschuhe mit Chromledersohle dazu gerechnet werden sollen. Wie die Reichsstelle für Schuhversorgung erläuternd bekannt gibt, ist derartiges Schuhwerk nicht mitzuzählen. In Betracht kommt nur Schuhwerk, das sich zum Straßengebrauch eignet.

Dagegen sind auch Haus- und Turnschuhe mit Chromledersohle im Verkehr bedarfsscheinpflichtig. Die Vorschrift, daß jeder innerhalb eines Zeitraumes von 12 Monaten nur auf einen Schuhbedarfsschein Anspruch hat (sofern er nicht mindestens zwei Paar getragene Schuhe oder Stiefel abgibt), soll sich aber nicht auf Bedarfsscheine erstrecken, die ausdrücklich auf Haus- und Turnschuhe mit Chromledersohle ausgestellt sind. Es kann also jemand innerhalb eines Jahres außer einem auf ein Paar ausgestellten Bedarfsschein für Schuhwerk mit Ledersohle auch noch einen Bedarfsschein erhalten, der auf ein Paar Haus- oder Turnschuhe mit Chromledersohle lautet. Mit dieser Ausführungsbestimmung zu der Bekanntmachung über Schuhbedarfsscheine vom 27. März 1918 kommt die Reichsstelle für Schuhversorgung sicherlich weit verbreiteten Wünschen der Bevölkerung entgegen.

Die Bekämpfung der Fliegengefahr.

Jetzt ist es Zeit, die Fliegenplage zu bekämpfen! Daß die Fliegen keine harmlosen Hausgenossen sind, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man sie einmal auf ihrem Fluge verfolgt. Bald sitzen sie im Straßenschmutz, in Hausabfällen, an Spucknäpfen und menschlichen oder tierischen Auswurfstoffen, bald lassen sie sich an Nahrungsmitteln oder auf den Händen und im Gesicht der Menschen nieder. Auf diese Weise können nicht nur der Schmutz, sondern auch die Keime ansteckender Krankheiten (Typhus, Cholera, ansteckende Darmkatarrhe kleiner Kinder, Ruhr und Tuberkulose) auf den Menschen übertragen werden. Da die Fliegen ihre Eier außer in menschlichen und tierischen Auswurfstoffen mit Vorliebe in Nahrungsmitteln ablegen, so sollte in Nahrungsmittelgeschäften die Vertilgung der Fliegen ganz besonders eifrig betrieben und die zum menschlichen Genuß bestimmten Waren durch Fliegengitter geschützt werden. Es gilt, uns beizeiten von diesen lästigen Hausgenossen zu befreien. Das kann nur geschehen, wenn alle mithelfen. Jetzt im Frühjahr ist die beste Zeit dazu, denn aus den Fliegen, die in den Wohnungen und Kellern überwintert haben, werden bald Hunderte von Nachkommen erwachsen, die wir dann nur schwer beseitigen können. Darum sorge man dafür, daß die Dungstätten nicht länger als unbedingt nötig offen stehen bleiben, und daß die Ställe mit abtötendem Wandanstrich sowie mit Lüftungsvorrichtungen versehen und genügend gelüftet werden. Man töte jetzt in Wohnungen, Ställen und Kellern jede Fliege, deren man habhaft werden kann, und vernichte die Brut, wo man sie findet.

Der amtliche Kriegsbericht.

WTB. Großes Hauptquartier, 1. Mai. (Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

In Flandern lebte der Feuerkampf in den Abschnitten von Loker und Dranoutre zu größerer Heftigkeit auf. Frisch in den Kampf geworfene französische Kräfte versuchten vergeblich, gegen Dranoutre vorzudringen. Ihr mehrfacher Ansturm brach in unserem Feuer zusammen.

Auf dem Schlachtfeld beiderseits der Somme führten wir erfolgreiche Erkundungen durch. Vorstöße auf die feindlichen Linien südwestlich von Nayon und über den Oise-Aisne-Kanal, bei Varesnes brachten mehr als 50 Gefangene ein.

An der übrigen Front nichts von Bedeutung.

Osten.

Finnland.

In verzweifelten Kämpfen suchte der Feind unsere Linien südlich von Tavastehus und bei Lahti zu durchbrechen. Unter schwersten Verlusten wurde er zurückgeschlagen. Finnländische Truppen haben die Festung Wiborg genommen.

Ukraine.

In der Krim haben wir Theodosia kampflos besetzt.

Der Erste Generalquartiermeister.
Ludendorff.

Der Mai hat heute seinen Anfang genommen. Da die alte Bauernregel lautet „Mai kühl und naß, füllt dem Bauern Scheun' und Faß", und da wir es ja auch nötig haben, so beginnt der Mai recht kühl und naß, in der gleichen Art, wie sich der April verabschiedete. Die Frage ist aber: welchen Vorteil hat die Bevölkerung davon, wenn dem Bauern Scheune und Faß gefüllt wird?! In früheren Jahren war der erste Mai der Tag der aufgeklärten, selbstbewußten Arbeiterschaft. Die Forderungen, die wir dabei erhoben: Völkerfrieden, Arbeiterschutz und Sozialreform gelten heute mehr denn je. Der Mai ist der Hoffnungsmonat. Möchte ihm bald die Zeit folgen, die Erfüllung bringt.

Der Bürgerausschuß genehmigte resp. befürwortete in seiner heutigen Sitzung folgende Anträge des Senates: Beihilfe von 3000 Mk. an den Verein für Ferienkolonien. Bewilligung von 4657,50 Mk. für den Oeffentlichen Arbeitsnachweis. Nachbewilligung von 28 769,17 Mk. auf die Kosten für Neubauten der Straßenbahn. Erwerb einer Erbpachtstelle in Krempelsdorf. Verkauf eines Grundstücks in Riendorf. Umbau des Kuhstalles auf dem Stadtgute Albsfelde. Kosten 10 200 Mk. Kriegsteuerungszulage für Beamte und Angestellte für den Monat Mai. (83 000 Mk.) Erwerb von gebrauchtem Hausrat durch die Darlehnskasse für Kriegsgeschädigte. (10 000 Mk.)

Keine Bürgerschaftsersatzwahlen in Lübeck. Der Bürgerausschuß hatte sich in seiner heutigen Sitzung mit folgendem Senatsdekret zu beschäftigen:

Zeitweilige Außerkraftsetzung des Artikels 27 Abs. 3 Satz 2 der Staatsverfassung. Der Artikel 27 der Staatsverfassung bestimmt, daß, sobald die Zahl der Bürgerschaftsmitglieder auf 108 gesunken ist, die Ersatzwahl für die vorzeitig ausgeschiedenen Vertreter, falls nicht innerhalb der nächsten sechs Monate die regelmäßigen Wahlen bevorstehen, ohne Verzug vorgenommen werden muß. Die Zahl der vorhandenen Vertreter beträgt gegenwärtig 109. Sollte sie aus irgend einem der im Artikel 26 der Staatsverfassung angegebenen Gründe sich weiter vermindern, so würde, falls dann nicht die regelmäßigen Wahlen innerhalb der nächsten sechs Monate bevorstehen, die Ersatzwahl für sämtliche vorzeitig ausgeschiedenen Vertreter vorzunehmen sein. Der Senat hält dafür, daß die Kriegsverhältnisse, die zu der Hinausschiebung der regelmäßigen Bürgerschaftswahlen geführt haben, es erwünscht erscheinen lassen, auch die abgedachte Bestimmung des Artikels 27 der Verfassung zeitweilig außer Kraft zu setzen. Hiernach beabsichtigt der Senat, bei der Bürgerschaft zu beantragen: daß die vor den nächsten regelmäßigen Ergänzungswahlen zur Bürgerschaft etwa erforderlich werdende Ersatzwahl für vorzeitig ausgeschiedene Vertreter zugleich mit jenen Wahlen vorgenommen werde.

Der Bürgerausschuß hat sich gutachtlich für diese Senatsvorlage ausgesprochen, die in der am 13. Mai stattfindenden Bürgerschaftssitzung voraussichtlich zur Verhandlung gelangen wird. Die Gründe, welche für die Verschiebung der allgemeinen Bürgerschaftswahlen sprechen, treffen auf die Ersatzwahlen nicht völlig zu. Auch in Bremen, wo allerdings in Bezirken gewählt wird, sind trotz der Verschiebung der allgemeinen Wahlen Ersatzwahlen vorgenommen. Man will anscheinend unter dem gegenwärtigen Bürgerschaftswahlrecht überhaupt keine Wahlen mehr vornehmen, wahrscheinlich weil man in den Kreisen der Erstklassigen kein rechtes Vertrauen zu deren Ausgang hat.

Ueber die Lohnbewegung der Werftarbeiter, die wir gestern kurz meldeten, wird jetzt folgendes ausführlicher berichtet: In einer von der Zentralwerft-Kommission einberufenen Werftarbeiter-Konferenz, an der außer den Vertretern der freien Gewerkschaften auch Vertreter der Christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften teilgenommen haben, wurde nach einleitenden Ausführungen des Vorsitzenden der Zentralkommission, Bezirksleiter Schulz, in denen er der Konferenz berichtete, daß die Vertrauensleute einzelner Werftarten bei ihren Geschäftsleitungen die Einleitung einer neuen Lohnbewegung beantragten und sich mit der Aufstellung der Forderungen beschäftigten und der Zentralkommission Veranlassung gegeben hätten, der Prüfung dieser Frage näherzutreten. Mit Rücksicht auf die immer mehr steigende Spannung zwischen dem Verdienst und den Preisen der notwendigsten Bedarfsartikel des täglichen Lebens stimmte die Zentralkommission den von den Werftarbeitern gestellten Forderungen zu. Die neuaufzustellenden Forderungen decken sich im wesentlichen mit den im August 1917 gestellten Forderungen.

Die der Konferenz zur Entschließung vorgelegten Forderungen lauten wie folgt:

1. Erhöhung der Einstellungs- und bestehenden Stundenlöhne für alle Akkordarbeiter und Arbeiterinnen um 10 Pfg. die Stunde, für nur im Lohn beschäftigte Arbeiter und Arbeiterinnen um 20 Pfg. die Stunde.

   Nach vierwöchiger Beschäftigung erhalten, mit Ausnahme der in Ziffer 3 aufgeführten Gruppen, alle im Stundenlohn beschäftigten gelernten und ungelernten Arbeiter einen Lohn von 90 Pfg. bis 1,20 Mk. pro Stunde.
2. Akkordarbeitern sind ihre Stundenlöhne ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend festzusetzen. Wenn sie im Lohn beschäftigt werden, erhalten sie den im Absatz 3 angegebenen Mindestverdienst als Lohn. Das gleiche gilt für solche Lohnarbeiter, die bei der Art ihrer Arbeit gleichwertige Leistungen wie Akkordarbeiter vollbringen müssen, wie Maschinisten, Heizer, Reparateure, Maurer und ähnliche.
3. Berechnung und Erhöhung der Akkordpreise in der Weise, daß ein Arbeiter durchschnittlicher Leistung je nach den örtlichen Verhältnissen und seiner beruflichen Eignung nicht unter 1,20 Mk. bis 1,50 Mk. in der Stunde verdienen kann. Die Akkorde sind so einzustellen, daß die dabei erzielten Ueberschüsse alle 14 Tage zur Auszahlung gelangen. Etwaige Abschlagszahlungen bei Akkordarbeiten, die zur Ausführung länger als 14 Tage beanspruchen, sollen nicht hinter dem angegebenen Mindestverdienst bei Akkordarbeiten zurücktreten.
4. Einführung von Arbeiter-Ausschüssen, die aus der Mitte der Arbeiter von diesen nach den auf Grund des § 11 des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst erlassenen Wahlvorschriften der Landeszentralbehörden gewählt werden.
5. Verkürzung der Arbeitszeit auf täglich neun Stunden bezw. 54 Stunden wöchentlich.
6. Bestehende und an anderer Stelle in der Arbeitsordnung oder durch sonstige Bekanntmachungen geregelte günstigere Arbeitsbedingungen werden durch Vereinbarungen oder Zugeständnisse im Sinne des Vorstehenden nicht berührt.

Die Konferenz stimmte den Vorschlägen der Forderungen einstimmig zu und beauftragte die Zentralvorstände, den Werften die Forderungen zuzustellen.

Keine Benutzung der Feldpost durch Ausländer. Die Feldpost darf nur von deutschen Reichsangehörigen benutzt werden. Aus Anlaß eines besonderen Falles hat das General-Gouvernement in Brüssel alle Behörden und Dienststellen angewiesen, die Beschäftigungsverträge mit Nicht-Reichsdeutschen in dieser Beziehung nachzuprüfen. Zutreffendenfalls soll die Benutzung der Feldpost ausdrücklich untersagt werden. Wenn ausnahmsweise ein Nicht-Reichsdeutscher bei einer deutschen Behörde oder Dienststelle die Berechtigung zum Feldpostverkehr erhalten soll, so muß dies mit eingehender Begründung beim General-Gouverneur beantragt werden.

Beschlagnahme von kupfernen Gehäusen. Heute tritt eine Bekanntmachung in Kraft, durch welche Gehäuse und Gehäuseteile von Kontroll-, Registrier- und Schreibkassen aus Kupfer oder Kupferlegierungen (Bronze, Messing, Rotguß, Tombak) beschlagnahmt werden. Der Wortlaut der Bekanntmachung ist bei den Polizeibehörden einzusehen.

Die Bergstadt. Von dem Lübecker Genossen Max St. erhalten wir folgenden Feldpostbrief:

Zwanzig Kilometer von der Mündung der Berisina in den Njemen liegt die Kleinstadt Nowogrodek, auf einen von allen Seiten steil abfallenden Bergkegel gebaut. Bei hellem klaren Wetter konnten wir schon in weiter Entfernung die Türme mit Kloster und Kaserne in unserm nicht weit von der Stellung gelegenen Ort erkennen. Ein köstlicher Anblick war es, wie zwischen den Wäldern und Panjedörfern der Berg mit seinem Städtchen hervorlugte. Oftmals stand ich zwischen der Schreibstube, mit dem Feldstecher bewaffnet, und schaute die einstige Festung und Burg mit ihren gewesenen Zinnen der alten Ritterherrlichkeit. Recht befriedigt ging ich stets von dannen, erfreut, zwischen dieser Waldwildnis Litauens doch noch ein Stückchen Kultur von ehemals gefunden zu haben. Aber nicht nur von dieser Seite aus konnte man das Bergnest sehen, sondern von allen Seiten aus, aber immer mit einem andern Eindruck für den Beschauer. Die Wege dahin waren schlecht. Viel Ordnung ist allerdings erst in das Wegesystem durch die Abteilung Straßenbau der Heeresverwaltung geschaffen worden. Die Wege bezw. Straßen sind an den Seiten abgedacht, durch Abzugskanäle und Straßengräben Zugang für überflüssiges Wasser und Schnee geschaffen worden. Gewiß keine leichte Arbeit. Sogar neue Wege mußten um die Stadt herum gebaut werden. Tausende von Juden, Jüdinnen, Kindern und Polen nebst Russen waren emsig beschäftigt, in monatelanger Arbeit das Werk zu vollenden, das die russische Zarenregierung mit ihrer verlotterten und verrotteten Beamtenschaft verkommen ließ. Erst allmählig kam Ordnung in das Chaos hinein, trotzdem noch genug zu wünschen übrig blieb. Vorläufig nur einiges über das Bergstädtchen selber in unserm besetzten Gebiet mit seinem Leben und Treiben der meist aus Juden bestehenden Einwohner.

An einem naßkalten, regnerischen Sonntag mittag marschierten wir in das Städtchen hinein. Es war noch Winter, die Marschstraße voll Schnee, vereist und teilweise von Schneewasser überspült. Angenehm keinesfalls, denn die Stiefeln waren in- und auswendig naß, das Gepäck durchnäßt, die Beine ermüdet. Oefters fuchtelten einige Soldatenbeine infolge der Schlüpfrigkeit und Glätte in der Luft. Durchnäßt und hundemüde ging's die steile Bergstraße in Schlangenlinien hinauf in die Stadt, mancher Fluch und Stoßseufzer von Soldatenlippen kam herunter. Aber was half es! Bald war der Berg überwunden. Ein altes Kloster nahm uns auf, aber keinesfalls waren die Räume besonders erfreulich für uns. Schmutz und Unrat aus- und inwendig, sodaß uns die Haare zu Berge standen. Kein Stroh, kein Lager, Pritschen fehlten gänzlich, vor allen Dingen war aber eine große Kälte in den jahrelange nicht mehr geheizten Räumen. Einige Tage vergingen, bis es halbwegs bewohnbar wurde. Gut ist es nie geworden in den 2 Wochen.

An hellen, klaren, aber trotzreichen Nachmittagen machte ich meine Spaziergänge durch und um die Stadt. Lange dauerte der Gang nicht, denn die Kälte ließ es nicht zu. Mein erstes Ziel galt der alten Burgruine am Nordostausgange der Stadt nach Wsielub. Dort, wo sich im Mittelalter und in noch späterer Zeit heftige Kämpfe um die Herrschaft der verschiedenen Geschlechter des einstigen alten Litauen abspielten. Schritt auf Tritt blutgetränkter Boden. Auf schmalem Pfad stieg ich hinter den Häusern eine Senkung hinab, kam durch den ehemaligen Burggraben und kletterte langsam den Burgwall hoch über den zum freien Turnier gewählten kreisrunden Platz hinweg. Eine glatte Eisfläche war vorhanden, ehe ich zur Ruhe kam, 76 Stufen zählte ich, ehe die als Aussichtsturm ausgebaute höchste Stelle erklommen war. Ein herrlicher Ausblick lohnte das Besteigen des Turmes. Nach allen Windrichtungen Wald und nochmals Wald, im Vordergrunde, einige Kilometer von der Stadt entfernt, kleine Dörfer, einzelne Gehöfte, schlängelnde Straßen, rund herum ein Bach, der zugefroren mit einer Schneedecke dalag, und einige mit Schindeln gedeckte Judenhäuser. In der breiten Talsenke außerdem einige von uns umgebaute Wassermühlen, die für den Heeresbedarf arbeiteten. Weiter rechts ein Straßenzug, daneben die Feldbahn, sich durch den Bergwald hindurchwindend und ein verlassenes Herrenhaus mit herrlichen Parkanlagen, die etwas verwildert waren. Das war die von der Höhe herab am besten gesehene Stelle der Umgegend. Die andern Seiten waren, durch die Stadt gehemmt, nicht gut zu übersehen, aber Wald auch dort in einiger Entfernung. Tief unter mir ein niedriger Vorwall, dahinter der Hauptwall, eine tiefe schluchtartige Mulde mit auf der andern Seite ansteigenden Hügeln, die darauf stehende Juden-Synagoge, ein Straßenzug, einzeln an die Berglehne angeklebte Schindelhäuschen und eine Menge abgebrochener Obstgärten. Auf der obersten Plattform einiges Strauchwerk in dem starken Mauerwerk mochte schon manchen Winter überlebt haben. Verkümmert siechte es dahin und schaute in die Landschaft hinab. Starkes, mächtiges Mauerwerk besaß die Ruine, Granitsteine, behauen und unbehauen, Feldsteine und Ziegelsteine staken darin. An der Nordseite waren die abgebröckelten Mauern mit Moos überwuchert und verwittert. Unten am Fuße mächtige behauene Quadersteine aus blaugrauem Granit als Eckpfeiler, nach zwei Seiten allmählig auslaufend, gaben dem massigen Wehrturm starke Stützen. Ein Ausfallstor in Bogenform ging unter dem Turm vom Burgplatz hinaus durch den Ringwall in die freie Landschaft hinaus. In einiger Entfernung fand noch ein alter Ueberrest von Wehrturm mit mächtigen Luken, Fenstern und zum Teil verschütteten unterirdischen Gängen. Alles ist jetzt dem Verfall und der Verwitterung preisgegeben. Jäh und steil herab fällt das Burggemäuer in die Schlucht hinein, Graben, nur noch Trümmer von dem einstmals gewesenen Ritterschloß übriglassend. Auch der Ringwall aus Ziegelsteinen nach dem Ausfallstor zu ist verwittert. Ueberreste sind noch vorhanden. Auf der äußersten Kante des Walles läuft ein schmaler Steig herum mit einigen Ruhebänken versehen. Im Wall unten aber zanken sich Krähen um alte Ueberbleibsel, während dessen ich meinen Rückzug aus luftiger Höhe antrete. Es wird ungemütlich kalt. Eine alte Windmühle lockt herüber auf die andere Seite, aber keine Flügel sind dran. Als Wohnhaus dient sie Flüchtlingen. Der Rand

der Höhe wiederum mit Bänken versehen, lockt jedoch nicht zum Platznehmen. Vor mir unten Straßenlärm, Panjeschlitten sausen hinab mit Holzstämmen. Eine Jüdin erzählt, daß ihr Mann als früherer Lehrer mit der Schippe in der Hand mühsam das Brot für die Seinen verdient und doch noch hungert, während früher das Auskommen gut war. An Kleidung und Nahrung fehlte es. Der Mann war der Arbeit nicht gewachsen und verfiel körperlich.

Der Heldenfriedhof liegt im Schnee vergraben; gerade als ich dort war, wurde er von den Bewohnern unter Aufsicht von Soldaten ausgegraben. Das Proviantdepot liegt in ebener eisiger Ebene im Schnee. Ein bettelnder Judenjunge steht zähneklappernd am Soldatenheim und bittet deutsche Soldaten um zwei Pfennige und Brot, während die letzteren sich drinnen am großen Kachelofen wärmen und abends ein warmes Süppchen für 20 Pfg. verzehren. Juden und Jüdinnen laufen bei Tage und abends mit einem glühenden Topf Holzkohlen durch die Straßen und wärmen sich die Hände. Handschuhe fehlen ihnen. Die drei Kirchen aber funkeln und glühen in der Abendsonne mit ihren Kuppeln.

Das Straßenleben ist ein buntes Durcheinander von zum Teil feingekleideten Juden bis herab zum zerlumpten, schmutzigen und von Ungeziefer starrenden Stammesgenossen und Bauern russisch-litauischer Abart, die in weißen Schafspelzen mit umwickelten Beinen auf dem Markte umherstolzieren. Auf dem Markte stehen lange massive Verkaufsstände aus 72 einzelnen Türeingängen bestehend. Alles was das Herz wünscht, ist da, von der Ledersohle bis zur Seife und Wollstoffen herab. Ueberall wird auf Ordnung gesehen. Der letzte Abend wird noch fleißig benutzt, um die Lesehalle mit ihren geistigen Genüssen in Form von Zeitungen und Zeitschriften zu verwenden, denn unsere letzte Nacht in Rußland steht bevor. Noch einmal gibt es abends Konzert von unserer Musikkapelle neben einigen Fässern Bier und Vorträge als letztes.

In derselben Nacht rückten wir still ab und verließen Rußland nach dreieinvierteljährigem Aufenthalte. Aber es geht nicht für immer nach der Heimat, wie wir lange hofften, sondern einem anderen Kampfplatze entgegen. Eine bitterkalte Nacht im offenen Feldbahnwagen war es, die wir durchmachten. Mit gemischten Gefühlen verließ ich das Land des Ostens, wo ich so viel erlebte, Gutes und Schlechtes, Strapazen und Entbehrungen, Hitze und grimmige Kälte, aber um viele Erfahrungen reicher über das Land und seine Leute.

Ausbesserungsarbeiten von Schuhzeug. Wie das Kriegsernährungsamt in seinen amtlichen Mitteilungen den Preisprüfungsstellen bekanntgibt, laufen viele Beschwerden über übermäßige Preissteigerungen bei Ausbesserungsarbeiten von Schuhen ein. Insbesondere lassen sich die Schuhmacher bei Ausbesserungen oft höhere als die Höchstpreise zahlen. Nun sind aber von der Gutachterkommission für Schuhwaren Richtpreise festgesetzt; derjenige Schuhmacher, der die Richtpreise überschreitet, setzt sich einem Ermittelungsverfahren wegen übermäßiger Preissteigerung aus. Da die Schuhmacher häufig den Einwand erheben, sie hätten beim Erwerb des Flickleders selbst hohe Schleichhandelspreise anlegen müssen, so werden in solchen Fällen die Vorgänge den Polizeibehörden durch die Preisprüfungsstellen abgegeben werden zwecks Prüfung, ob dem Schuhmacher der Handel mit Gegenständen des täglichen Bedarfs ganz oder teilweise wegen Unzuverlässigkeit zu untersagen ist.

Den Offenbarungseid leisteten in den Monaten Februar und März vor dem hiesigen Amtsgericht fünf Personen, darunter eine Frau.

Neubrandenburg. Ein gemeiner Streich. In der Form einer Speise, die mit zwei Rollen gemahlenen Aspirintabletten gemischt war, schickte die hier wohnhafte Kriegerfrau Franzisca Heuer vergiftete Liebesgaben ihrem Manne ins Feld, um sich dadurch seiner für immer zu entledigen. Sie wartete täglich auf die Todesnachricht und, als diese nicht eintraf, sandte sie nach einiger Zeit noch eine vergiftete Sendung an ihn ab. Diesmal in Gestalt eines Blechfläschchens mit Rum, dem sie eine gehörige Menge Salzsäure beimischte. Durch Andeutungen ihres zwölfjährigen Sohnes, der die Pakete zur Post tragen mußte, kam die Polizei dem Anschlage auf die Spur und konnte die Schandtaten der Frau aufdecken und letztere nebst ihrer Freundin Luzinde Lerow, die ihre Helferin war, hinter Schloß und Riegel setzen. In die Angelegenheit sind auch noch zwei Soldaten verwickelt, die bei den beiden Frauen wohnten. Beide wußten von den verbrecherischen Anschlägen, machten aber keine Anzeige, sondern ließen die Tat ruhig zu.

Theater und Musik.

Stadttheater. Die letzte Vorstellung unter der Direktion Fuchs gab dem vollbesetzten Hause noch einmal Gelegenheit, den großen Künstler Fuchs in zwei seiner Glanzrollen zu bewundern. Er gab den Dorfrichter Adam in Kleists unverwüstlichem Lustspiel „Der zerbrochene Krug" und den Argan in Molieres geistreicher aber doch bereits verstaubter Komödie „Der eingebildete Kranke". Das außerordentlich Wirkungsvolle in der Darstellungsart von Fuchs ist die vollsaftige Natürlichkeit und tiefe Menschlichkeit, die gerade aus den von ihm verkörperten komischen Gestalten spricht, die dadurch echtes urwüchsiges Leben erhalten und doppelt eindringlich wirken. Er vermeidet jede Uebertreibung und hält sich von aller Banalität fern. Man begreift oder versteht so Handlungen, über die man sonst nur lachen würde. Die Ehren, welche am Schlusse der Veranstaltung auf das Haupt des Scheidenden gehäuft wurden, waren zahlreich und zeugten für die Wertschätzung, deren sich Fuchs hier erfreut. Immer wieder mußte er, zwischen Geschenken, Lorbeeren und Blumen wandelnd, sich dem Publikum zeigen, dem er in einer kurzen, bewegten Abschiedsrede versicherte, daß er Lübeck nie vergessen werde. Auch das Publikum wird ihn, besonders als feinempfindenden darstellenden Künstler und Regisseur, gewiß im besten Andenken behalten. Im übrigen brachte die Aufführung der beiden Lustspiele keine weiteren hervorragenden Leistungen, wenn sich auch die meisten der Mitwirkenden ehrlich um ihre Aufgaben bemühten. Nicht alle waren dafür geeignet. Fräulein Trebe, die uns als noch jugendlich-komische Alte Beweise ihres Talents gegeben hat, liegt die witzige, kecke, jugendliche und lebensprühende Toinette nicht so recht und die Darstellerin der Frau Argan wußte aus ihrer Rolle überhaupt nichts zu machen. So gab es denn auch manchmal langweilige Strecken. Um den „Zerbrochenen Krug" war es etwas besser gestellt.

So hat denn nun die Aera Fuchs am Stadttheater ihr Ende erreicht. Es war ihr im allgemeinen wohl nicht beschieden, einen weiteren Aufstieg unserer Bühne nach der so vielverheißend einsetzenden Leitung des neuen Hauses in der Beckergrube unter Kurtscholz herbeizuführen. Aber redliches Wollen, großer Fleiß und ernstes Streben sind ihr gewiß nachzurühmen. Auch manche Erfolge sind erzielt worden. Fehlschläge blieben nicht aus. Die bedeutendsten Erfolge errang Fuchs, wenn er selbst als Schauspieler die Bühne betrat. Deshalb war es nur zu begrüßen, daß er sich in dieser Eigenschaft von Lübeck verabschiedete. P. L.

Vernunft und Liebe sind ewig.

Ein Feldhilfsgeistlicher fand in einem zerschossenen Hause in St. Quentin Briefe auf, die zwischen Romain Rolland, dem Verfasser des bedeutungsvollen Romans „Johann Christoff", und einer ihm befreundeten Dame gewechselt waren. Einen Brief Romains Rollands, der im August 1914, während unseres Vormarsches gegen Paris geschrieben wurde, stellt dem „B. T." der Finder des Briefwechsels in seiner Uebersetzung zur Verfügung. Der Brief lautet:

„Während der Kriegsorkan rast, die stärksten Seelen entwurzelt und sie in seinem wilden Wirbel fortreißt, setze ich meine wehmütige Wallfahrt fort, und suche unter den Trümmern die wenigen Herzen, die dem **alten Ideal menschlicher Verbrüderung** treu geblieben sind. Welche melancholische Freude, sie zu sammeln und ihnen zu Hilfe zu kommen!

Ich weiß freilich, daß alle ihre Anstrengungen, alle ihre Worte der Liebe gleich den meinen vergeblich sind, und daß sie ihnen nur die Feindschaft der beiden feindlichen Parteien eintragen werden. **Alle, die sich zu hassen weigern, werden gehaßt:** das ist nicht anders im Kampfe. . . .

Und welch' ein Kampf!

Europa ist wie eine belagerte Stadt. Ueberall wütet das Kriegsfieber. Wer nicht raten und reden will, wie die anderen, ist verdächtig. Und in diesen stürmischen Zeiten, in denen die Justiz sich nicht lange mit einer Untersuchung der Anklagen aufhält, ist jeder Verdächtige gleich ein Verräter. **Wer inmitten des Krieges den Frieden verteidigen will, muß wissen, daß er für seinen Glauben seine Ruhe, seinen Ruf und selbst seine Freundschaften aufs Spiel setzt.**

Aber was gälte ein Glauben, für den man nichts aufs Spiel setzt? Gewiß: unser Glaube wird hart geprüft in dieser Zeit, in der jeder Tag von neuer Gewalttat und Grausamkeit erzählt. Aber war der Glaube nicht noch härter in jenen Tagen geprüft, als er den Sündern von Judäa anvertraut war, durch jenen Großen, den die Menschheit immer noch zu verehren behauptet — freilich mehr mit den Lippen, als mit dem Herzen?

Ströme von Blut, zerstörte Städte, alle Furchtbarkeiten des Krieges werden in unseren gequälten Seelen niemals die lichte Fahrt der Barke von Galiläa vergessen lassen, so wenig wie die tiefen Schwingungen der großen Stimmen, die Jahrhunderte hindurch die Vernunft als Vaterland aller Menschen proklamieren.

Die Leidenschaft verfliegt . . . . . Vernunft und Liebe sind ewig —!"

Bürgertafel.

Als lübeckische Staatsbürger sind angenommen und vereidigt: Anstreicher Arndt. Zimmergeselle Baisch. Arbeiter Bendfeldt. Schiffsbauer Blomeyer. Zollaufseher Dannehl. Maurergeselle Dechau. Dachdecker Doerwald. Kaufmann Dreessen. Arbeiter Goldschmidt. Arbeiter Hahn. Klempnermeister Hartz. Schänkwirt Ihde. Arbeiter Kempke. Maurergeselle Kinnert. Terrazzoleger Krawietz. Malermeister Lühr. Friseurmeister Möller. Schiffsführer Möller. Eisenbahnschaffner Mollenhauer. Straßenbahnschaffner Pagel. Tapezier Schadock. Schneidermeister Schütt. Straßenbahnschaffner Stade. Betriebsmeister Stender. Bureaugehilfe Strunck. Dreher Suhl. Eisenbahnschaffner Wiechert. Forstarbeiter Wiechert. Maurergeselle Wiechert. Handlungsgehilfe Wiechmann. Prokurist Wigger. Bureaugehilfe Wittfoht.

Verantwortlich für die Rubrik „Aus Lübeck und den Nachbargebieten" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Der
Lübecker Volksbote
dient
den Arbeiterinteressen
schützt
die Rechte des Volkes!

Drucksachen jeder Art für Beamte, Handwerker und Gewerbetreibende werden sauber und pünktlich ausgeführt in der Buchdruckerei des „Lübecker Volksbote", Johannisstr. 46.

Bekanntmachung.

Der Knochenverkauf in der Markthalle

findet statt am Donnerstag, dem 2. Mai 1918, vormittags von 8 bis 12 Uhr für die Knochenbezugskarten Nr. 4001 bis 5000 und am Freitag, dem 3. Mai 1918, vormittags von 8 bis 12 Uhr für die Knochenbezugskarten Nr. 5001 bis 6000.

Ein freihändiger Verkauf der etwa übrig bleibenden Knochen findet nicht statt.

Lübeck, den 30. April 1918. (2118

Das Polizeiamt.

Eine Bekanntmachung Nr. M. 1400/4. 18 KRA. betreffend

Beschlagnahme und Bestandserhebung von Gehäusen und Gehäuseteilen von Kontroll-, Registrier- und Schreibkassen

wird heute durch die amtlichen Regierungsblätter, durch die Polizeibehörden sowie durch öffentlichen Anschlag und Aushang veröffentlicht.

Der Wortlaut der Bekanntmachung ist bei den Landratsämtern, Bürgermeisterämtern und Polizeibehörden einzusehen.

Altona, den 1. Mai 1918. (2115

Stellv. Generalkommando IX. A.-K.

Für das Vaterland fielen in treuer Pflichterfüllung unsere Klempner, die Herren

Georg Heinrich Petersen
Richard Friedrich Mass.

Wir verloren mit ihnen bewährte Mitarbeiter.
Ehre ihrem Andenken!
Lübeck, den 30. April 1918.

Drägerwerk, Lübeck.
Heinr. u. Bernh. Dräger. 2119

Glasscheiben aller Art off.
D. Tantzig, Glashandlg., Steinhauerstr. 35 Fernr. 2408

Kinder - Aufnahmen
möglichst vormittags erbeten.
Atelier Lubeca,
Breite Straße 13. (2114

Konsumverein für Lübeck u. Umgeg.
e. G. m. b. H.

Die neuen Lebensmittelkartenhefte
müssen
von unseren Mitgliedern in der Zeit
vom 1. bis 6 Mai
in unseren Warenabgabestellen
angemeldet werden,
worauf wir unsere werten Mitglieder aufmerksam machen.
2116) **Der Vorstand.**

Die Meggendorfer-Blätter
sind das schönste farbige Witzblatt für die Familie
Vierteljährl. 13 Nrn. nur Mk. 3.50, bei direkt. Zusendg. wöchentl. vom Verlag Mk. 3.75, durch ein Postamt Mk. 3.60.
Das Abonnement kann jederzeit begonnen werden. Am besten unterrichtet über den Inhalt ein Probeband, der 5 Nummern enthält und bei jeder Buchhandlung nur 60 Pfennig kostet. Gegen weitere 20 Pfennig für Porto auch direkt vom Verlag, München, Perusastrasse 5 zu beziehen.

Drucksachen aller Art
fertigt an
Buchdruckerei Friedr. Meyer & Co.

Hansa-Theater.
Heute abend 8 Uhr:
Kurzes Gastspiel
der Münchener Operetten-Gesellsch.
Direktion: Curt Hagen.
Fräulein Kadett.
Operette in 3 Akten von Willy Prager und Bellachini.
Musik von Paul Lincke.
Spielleitung: Direktor Hagen.
Musikalische Leitung: Kapellmeister Gustav Ebhardt.
Eigene Dekorationen aus den Ateliers „Theaterkunst Berlin" u. „Apotofsky, Dresden". 2117
Preise: Wie bekannt. Sonntags 2 Vorstellungen.

Feldpostkartenbriefe
sind wieder vorrätig.
Buchhandlg. Fr. Meyer & Co.
Johannisstraße 46.

Nr. 101
25. Jahrgang

Beilage zum Lübecker Volksboten

Mittwoch, den 1. Mai 1918

Die bevorstehende Welthungersnot.

Ein dänischer Warnruf.

In ungewöhnlich düsteren Farben werden in der Wochenübersicht von „Finanstitende" vom 24. April die Aussichten der Nahrungsmittelversorgung der Welt geschildert. Es heißt dort:

Das ehedem so reiche Europa ist ein Armenhaus geworden. Die Gefahr, auf die wir schon im November 1916 hinwiesen, daß der Getreidevorrat der Welt mehr und mehr schwindet, bis Hungersnot herrscht und den Krieg aufhält, ist immer nähergerückt. Die Ernte von 1916 war schlecht, die von 1917 nahezu eine Mißernte, aber die Ernte von 1918 kann noch nicht einmal mit dieser Bezeichnung versehen werden. Sie kann zu einer Katastrophe führen. Selbst wenn das Ergebnis in Indien und Australien normal sein sollte, kann das Getreide infolge des U-Boot-Krieges nicht nach Europa gebracht werden. Amerikas Landwirtschaft ist vom Untergange bedroht, da die Arbeitskräfte fehlen, und es kann eine Frage werden, wieviel für die Ausfuhr übrig bleibt. Die Ernährungsverhältnisse in England, Frankreich und Italien sind bereits beunruhigend schlecht. In diesen Ländern schwächt die Offensive die landwirtschaftlichen Arbeiten, ja hemmt sie vielleicht ganz. Die russische Kornkammer scheint nahezu leer zu sein und kann im besten Falle nur Kleinigkeiten an ihre nächsten Nachbarn abgeben. In Finnland und Rußland geht bereits jetzt der Hungertod seinen stillen Gang. Das Saatgetreide wird aufgegessen und im Laufe des Sommers stirbt die Bevölkerung aus. Europa hat sich durch den englischen Liberalismus in einen furchtbaren Hinterhalt locken lassen. Es hat sich auf die Kornproduktion ferner Länder verlassen und hat sich im Vertrauen darauf eingerichtet, daß es stets Lebensmittel von seinen Lieferanten erhalten kann.

Es nützt nichts, sich in Illusionen hineinzuleben. Das reiche Europa ist ein Armenhaus geworden, und draußen ist die Rechtssicherheit nicht groß. Es ist nichts zu bekommen, außer was die Not den andern zwingt, uns für unsere Erzeugnisse zu geben. Und selbst die Not kann nur geben, was sie hat. Es ist deshalb am klügsten, daß auch wir den Leibriemen anspannen und uns in Lumpen kleiden, um nicht zu viel Mißgunst zu erregen. Die Hungersnot scheint das Einzige zu sein, was uns den Weltfrieden bringen kann, aber welcher Jammer wird dieser Friede sein! Ein Hungerfrieden, wo wir froh sein können, wenn wir unser schwarzes dänisches Brot noch haben. Wir stehen mitten in der Welthungersnot, und die größte Vorsicht ist notwendig, damit wir uns die Not vom Leibe halten.

Goldenes Gesindel.

Im „Berliner Tageblatt" schildert Hans Barth unter dieser geharnischten Ueberschrift das Prasser-Leben des Friedenskarnevals der internationalen goldenen Schmarotzer-Rasse in Lugano an der italienisch-schweizerischen Grenze:

„Auf dem Kai in Lugano ein Leben wie im goldigsten Frieden. Wenn die Züricher ihre Bahnhofstraße spöttisch „Balkanstraße" nennen — hier ist der Kai der „Friedensfreunde". Der praktischen Friedensfreunde. Der Unabkömmlichen. Unabkömmlich vom Schlaraffenlande der großen Hotels, von den vollen Schüsseln, Tanzsälen, Sektflaschen. Unabkömmlich vor allem von der molligen Nähe der Kriegsstrohwitwen, die Lugano überschwemmen. Tagtäglich, wenn ich ungestraft unter den Palmen wandle, die vom Paradiso zur Stadt hineinführen — tagtäglich frage ich mich: woher, du lieber Gott, woher kommen all diese strammen Gestalten im schönsten Schützengrabenalter, die geschniegelt, und Bügelfalten und Gürteljacken, mit ihren Dämchen einherstolzieren? Kompagnieweise. Jeder übermütigen Laune voll. Gerade als ob nicht ihr Vaterland all seiner Söhne bedürfte . . . Aber weiß dies Volk etwas vom Vaterland? Da eile ich letzthin über den Kai. „Wohin so schnell?" ruft mir ein Tischnachbar des Hotels zu. „Ich habe zu arbeiten." Völlig sprachlos, zur Säule erstarrt, ringt der Gute nach Fassung. Und mit dem Ausdruck maßlosen Staunens kommt es über seine Lippen: „Merkwürdig!"

Ja, dies Leben in Lugano! Alle Nationen durcheinander gerüttelt und geschüttelt zu einem fast unentwirrbaren Mischmasch. Die deutsche Gräfin mit dem italienischen Fahnenflüchtigen, die russische Baronin mit dem französischen Geiger, die sogenannte deutsche Edeldame, die mit ihren jeweiligen Rittern natürlich nur englisch schnattert. Von Gesundheit strotzende Lungenkranke, die qualmend wie Lokomotiven den Kai entlang zum Weinhause rennen. Der blühende Mann aus Aegypten, der „dem Vizekönig in die Hand versprochen, niemals gegen England zu fechten." Und keine Macht der Welt wird ihn zwingen können, sein Wort zu brechen . . . All' diese würdigen Zeitgenossen möchte man fragen: „Wo sind sie desertiert?" Ja, man braucht eigentlich nicht einmal lange zu fragen . . . Denn das eben ist das Tragische, das den auf Südwacht Stehenden verfolgt, Tag und Nacht: Daß wir mitten im Existenzringen unseres Vaterlandes, das all unser Fühlen und Denken füllt, eine Farce mitansehen müssen. Den bizarrsten Karneval!"

Für den Verständigungsfrieden.

Die Geschäftsleitung der Deutschen Friedensgesellschaft hat in ihrer Sitzung vom 22. April beschlossen, auf das nachdrücklichste Verwahrung einzulegen gegen die während der letzten Wochen in immer gefährlicheren Formen vertretene Forderung, daß die **Kundgebung des Reichstages vom 19. Juli 1917** als durch die Ereignisse überholt und erledigt zu gelten habe.

Diese Kundgebung war nicht aus einem Schwächegefühl hervorgegangen, sondern beruhte auf der Erkenntnis, **daß nur ein Friede der Verständigung und dauernden Versöhnung den Lebensinteressen des deutschen Volkes entspreche** und daß mit einem solchen Frieden erzwungene Gebietserwerbungen gleichwie politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar seien.

Diese Wahrheiten können nicht heute gelten und morgen — je nach dem Wechsel der politischen und militärischen Lage — geleugnet werden. **Sie bleiben bestehen ganz unabhängig von militärischen Erfolgen.** Man mag von diesen hoffen, daß sie die Hindernisse eines Verständigungsfriedens auf der Gegenseite aus dem Wege räumen und daß sie es ermöglichen, innerhalb des Spielraumes, den die Grundsätze der Kundgebung vom 19. Juli lassen, die Interessen Deutschlands und seiner Verbündeten noch wirksamer, als es sonst der Fall wäre, zu wahren; aber sie dürfen **nicht neue Hindernisse der Verständigung auftürmen.**

Der allgemeine und dauernde Friede, den das deutsche Volk von den opferreichen Kämpfen im Westen erhofft, ist auch bei den glänzendsten Erfolgen der Offensive offenbar **nur zu erreichen, wenn an dem Geiste der Reichstagsentschließung und an den feierlichen Erklärungen,** die die Reichsregierung bei Beantwortung der päpstlichen Note abgegeben hat, **festgehalten wird.**

Die Abkehr von dieser Politik würde den **Reichstag und die Reichsregierung auf das schlimmste bloßstellen.** Die sicher nicht ausbleibende spätere Rückkehr zu den Grundsätzen des 19. Juli müßte dann als ein von außen dem deutschen Volke aufgezwungenes Zugeständnis erscheinen.

Wir aber wollen einen Frieden, der in voller Freiheit unserer Entschließung die **Zukunft des deutschen Volkes und den Weltfrieden sichert.**

Aus dem Gerichtssaal.

Musterungsschwindel eines Regimentsarztes. Einer eigenartigen Zuhörerschaft erfreute sich eine Verhandlung vor einem Wiener Erkenntnissenat, dem ein großer Musterungsschwindel zur Aburteilung oblag. Der Staatsanwalt sah sich veranlaßt zu erklären, man könne fast glauben, daß die Stammgäste gewisser Kaffeehäuser, in denen der Schleichhandel sein Unwesen treibe, sich im Zuhörerraum ein Stelldichein gegeben hätten. — Die Verhandlung richtete sich gegen vier Militärpflichtige. Die Angeklagten hatten sich durch Vermittelung des Kaufmannes Jakob Weiß, der allgemein den Ruf eines Militärbefreiungsschwindlers hat, an einen Baruch Kanner gewandt, der behauptet hatte, es sei ihm möglich, Musterungspflichtige vor die Kommission zu bringen, der der frühere Regimentsarzt Dr. Neumann angehörte. Dr. Neumann befaßte sich gewerbsmäßig mit der Befreiung von Militärpflichtigen und nahm, gemeinsam mit Weiß, für jeden Fall 2000 Kronen, die geteilt wurden. Kanner war jedoch in Wirklichkeit ein Agent der Polizei, die auf diese Weise von zahlreichen Straffällen Kenntnis erhielt. In der Verhandlung wurde festgestellt, daß Dr. Neumann es wirklich fertig bekommen hatte, sämtliche ihm von Weiß namhaft gemachten Wehrpflichtigen für untauglich zu erklären. Jeder der von ihm Gemusterten, der Geld hergegeben hatte, erhielt ein inneres Leiden attestiert. Dabei scheute sich Dr. Neumann nicht, um die Durchschnittszahl der Tauglichen zu erreichen, Leute, die wirklich untauglich waren, für tauglich zu erklären. Auch die vier Angeklagten waren von Dr. Neumann für untauglich erklärt worden. Als jedoch der Schwindel herauskam, stellte eine andere Kommission ihre Tauglichkeit fest und sie wurden einbezogen. In der Verhandlung behaupteten sie sämtlich, unschuldig zu sein. Das Gericht hielt sie jedoch für überführt und verurteilte jeden zu fünf Monaten schweren Kerkers und 1000 Kronen Geldstrafe.

Aus Nah und Fern.

Für 100 000 Mk. Seidenstoffe entwendet. In die Krawattenfabrik von Stern, Lehmann u. Co. in der Heiligegeiststraße 34 in Berlin sind Diebe durch die Decke des Obergeschosses eingedrungen und haben für etwa 100 000 Mk. Seidenstoffe und Krawatten gestohlen.

Erschossen. In der Nacht zum Montag traf eine militärische Straßenpatrouille in der Krummen Straße zu Charlottenburg drei verdächtige, mit Paketen beladene Männer, die sofort die Flucht ergriffen. Als sie auf mehrfache Haltrufe nicht achteten, wurde auf die Flüchtenden geschossen. Einer von ihnen sank an der Ecke Goethe- und Sensenheimer Straße tödlich getroffen zu Boden, die andern entkamen. Bei dem Erschossenen fand man über hundert Mark Geld, ferner Dietriche und Brookarten. Wie sich ergab, hatten die Einbrecher in der Krummen Straße 33 einen Diebstahl verübt. Der Getötete ist noch nicht ermittelt, die Leiche wurde nach dem Schauhause gebracht.

Dänische Gefrierfische. Die Transportschwierigkeiten, die mit der Versendung frischer Seefische von Dänemark nach Deutschland bisher verbunden waren sollen, wie der „Weser-Zeitung" geschrieben wird, durch ein neues Gefrierverfahren im wesentlichen behoben werden. Die dänische Gefrierkompagnie hat in Esbjerg an der Nordsee und im nördlichen Skagen eine Fischgefrieranstalt gegründet, in welcher das Gefrieren der Seefische für einen weiten Transport vorbereitet wird. Die nach dem neuen Gefrierverfahren behandelten Seefische können einen Transport von mehreren Tagen vertragen, was bei dem früheren Gefrierverfahren ausgeschlossen war. Mit den bisherigen Versendungen sind glänzende Resultate erzielt worden. Dänemark mit seinem ungeheuren Fischreichtum kann von jetzt an das Ausland bei weitem reichlicher mit Fischen versorgen, was auch für die Volksernährung in Deutschland von größter Bedeutung werden kann.

Kriegsschicksale. Unendlich hart hat das Kriegsgeschick die Familie des Landsturmmanns Gottlieb Müller in Horno i. M. getroffen. Am 19. Januar d. Js. verstarb das Familienoberhaupt, der bei einem Wachtkommando stand. Zu Anfang des Krieges 1915 fiel in einer Feldschlacht der 21jährige Sohn Wilhelm, wenige Monate später ein anderer Sohn Paul. Am vorigen Sonnabend erfuhr die schwergeprüfte Mutter, daß zwei weitere Söhne, der 20jährige bei den Jägern stehende Sohn Karl und der 19jährige Musketier Reinhold bei den Kämpfen im Westen den Heldentod gefunden hätten. — Ein ähnliches tragisches Schicksal hat der Weltkrieg über die Familie des Maurers W. in Wustierhausen an der Dosse gebracht. Drei kräftige Söhne, wovon der eine verheiratet, zogen 1914 in den Kampf und fanden den Heldentod. Von den drei Töchtern der Familie waren zwei verheiratet, und eine verlobt. Auch die Schwiegersöhne und der Verlobte kehren nicht zurück. Der körperlich noch sehr rüstige Vater ist durch diese Schläge des Schicksals wahnsinnig geworden.

Ein Soldat hat's gegeben, ein Soldat hat's genommen. Ein seltsames Geschichtchen ereignete sich dieser Tage auf dem Bahnhofe Kremsier in Oesterreich-Schlesien. Ein junges Weib, in einem Steckkissen einen Säugling auf dem Arme, bat einen Urlauber recht herzlich, doch einige Augenblicke ihr Kind zu halten; sie wollte sich nur eine Fahrkarte lösen. Noch ehe der Soldat sich besinnen konnte, trug er auch schon die kleine Last auf dem Arme. Er wartete geduldig auf die Rückkehr der Mutter, aber als der Zug und alle Personen längst den Bahnhof verlassen hatten, wurde er inne, daß die verschwundene Mutter sich ihres Kindes hatte entledigen wollen. Als dann das Kind wegen eines ihm passierten Unglückes jämmerliches Geschrei anhub, wickelte man die Kissen auf und fand dabei einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Ein Soldat hat's gegeben, ein Soldat hat's genommen." Der so schwer betroffene Urlauber machte gute Miene zu dem bösen Spiel; er nahm den Findling mit nach der Heimat und gedenkt ihn großzuziehen.

Schweres Straßenbahnunglück. In Burg an der Wupper entgleiste ein Straßenbahnzug und stürzte um. Ein junges Mädchen wurde getötet, mehrere Personen schwer und viele leicht verletzt.

Erdbeben in Spanien. Havas berichtet aus Granada: Am Sonntag morgen um 11 Uhr verspürte man in der Stadt und in der Provinz ein starkes Erdbeben.

Ein englisches Torpedoboot gesunken. Der „Matin" meldet aus Algesiras über Madrid: Ein englisches Torpedoboot wurde auf der Patrouillenfahrt auf der Höhe von Algerien vom Sturm überrascht und sank. Zwölf Matrosen ertranken.

Diethelm von Buchenberg.

Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte von Berthold Auerbach.

13. Fortsetzung.

Fränz bestürmte den Vater, sie, wie er versprochen, nach der Stadt zu bringen; die Mutter aber widersetzte sich unnachgiebig diesem Vorhaben. Fränz schwieg und tat, als ob sie nicht mehr daran dächte; je mehr es aber Herbst wurde, im Dorf die Dreschzeit begann und die Wege so grundlos wurden, daß man oft ganze Wochen kaum ins Dorf hinabkam, um so mächtiger wurde die Sehnsucht der Fränz nach dem Stadtleben: sie war wie ein Wandervogel, der gewaltsam zurückgehalten wird vom Zuge. Trotz des Widerspruchs der Mutter wußte sie es dahin zu bringen, daß sie den Vater auf einer Fahrt nach der Amtsstadt begleiten durfte, und als Diethelm hier nicht, wie er gehofft hatte, Kauflustige für seine Vorräte fand, ward es ihr nicht schwer, ihn zu bestimmen, mit ihr nach der Hauptstadt zu fahren. Wie ein Vogel, der ängstvoll von Zweig zu Zweig hüpft, bald ausschaut, bald ruft: so wanderte hier Diethelm hin und her und verstand sich endlich zu dem schweren Entschluß, selber Anerbietungen zu machen und durch Zwischenhändler verbreiten zu lassen. Der Erfolg war aber ein geringer. Diethelm brachte nichts mit nach Hause als Aussichten auf den Verkauf der Staatspapiere, die er zu einem sehr niedrigen Tagespreis abgeben sollte; Fränz aber brachte er nicht wieder, denn sie blieb im Rautenkranz, in dem Wirtshause, wo Diethelm stets eine Einkehr hatte, um hier die Koch- und größere Wirtschaftskunst zu erlernen.

In Buchenberg ging es nun gar still her, wenn nicht dann und wann Fuhren mit Heu ankamen, von dem immer neue Vorräte zur Ueberwinterung der Schafe gekauft werden mußten. Diethelm hatte eine wahre Kaufwut; wo nur irgend etwas zu haben war, eignete er sich's an, bezahlte anfangs bar, geriet aber auch nach und nach ins Borgen und behaftete sich mit einer Unzahl sogenannter kleiner Kettenschulden, so daß das einsame Haus von Drängern aller Art überlaufen wurde, die besonders die bekümmerte Frau peinigten; denn Diethelm blieb jetzt mehr als je und ganz ohne Grund tagelang aus dem Hause, nur um der Anschauung des auf ihn hereinbrechenden großen Unglücks und den kleinen Bedrängnissen zu entgehen. Er ärgerte sich jetzt über viele Menschen und sah erst jetzt, wie er es hatte geschehen lassen, daß er von jedem ausgeraubt wurde, der etwas an ihn zu fordern hatte. Menschen, die ihm sonst brav und rechtschaffen erschienen waren, erkannte er nur in ihrer offenkundigen Schlechtigkeit und hatte vielerlei Streit und Gerichtsgänge. Noch böser hatte es Martha daheim. Leute, die sie sonst nicht lange bei sich geduldet hätte, saßen jetzt oft tagelang auf der Ofenbank, denn sie ließen sich nicht damit abweisen, daß Diethelm nicht zu Hause sei; sie wollten seine Rückkunft abwarten, und Martha, die vor Zorn und Kummer fast vergehen wollte, mußte noch freundlich tun, mußte diesen Leuten zu essen und zu trinken geben und sich fast entschuldigen, wenn sie etwas für sich bereitete, denn sie sah nicht undeutlich die höhnisch-frechen Blicke, als ob sie vom Eigentum fremder Menschen lebte. Sie fürchtete sich, die Stube zu verlassen, denn sie wußte, wie hinter ihrem Rücken über den Verfall dieses Hauses gesprochen würde und wie bald die Kunde hiervon landauf und landab sich ausbreiten würde. Oft war es Martha, als sollte sie das ganze Haus mit allem, war darin ist, verlassen und davonrennen; es war ja himmelschreiend, wie ihr einziges Kind sie so heimtückisch verlassen hatte und wie ihr Mann sie dem Elende und der Schande preisgab, während er lustig lebte. Dennoch war sie wie festgebannt an das Haus, und endlich griff sie ihren letzten Hort an: es war dies eine nicht unbeträchtliche Summe, die sie verborgen hatte und die man erst nach ihrem Tode hatte finden sollen. Mit dieser entledigte sie sich nun der Klettenschulden, und Diethelm war bei seiner Heimkehr überaus wohlgemut, als er solches vernahm. Als sie ihm den Rest übergab, sagte sie: „Nur um Gottes willen keine Schulden. Schau, wenn so Gläubiger über einen kommen, ist's grad wie beim Dreschen. Anfangs, wenn die Dreschflegel auf die volle Spreite fallen, da geht's langsam, und man hört's nur wenig, je leerer aber das Korn wird, da geht's immer lauter und schneller. Verstehst mich?"

„Wohl, du bist gescheit. Aber hast nicht noch mehr so geheime Bündel?"

Martha verneinte, Diethelm aber glaubte es ihr nicht und war wieder voll Liebe gegen sie, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, so daß sie gar nicht dazu kam, gegen ihn den Gram und Zorn über seine Fahrlässigkeit auszulassen. Er vertröstete sie auf den großen Schick, der unfehlbar nächstens eintreffe, und half nun selber für die laufenden Ausgaben Leinwandballen verkaufen, von denen Martha aus Zorn gegen Fränz schon mehrere versilbert hatte.

Eines Tages kehrte Diethelm nach einer vergeblichen Umfahrt von mehreren Tagen wieder heimwärts, da sah er am Wege im Wald an einem ausgehauenen Baumstumpf eine große Schichte von Kienholz. Rasch, ohne sich klarzumachen, was er wollte, hielt er an, sprang ab, raffte einen Arm voll auf, riß den Sitz ab, öffnete das Kutschentruckle, verschloß das Kienholz in dasselbe und fuhr rasch davon; bald aber stieg er wieder ab und wusch sich die harzigen Hände im Schnee.

Seltsam! Als er heute heimkam, fragte ihn Martha: „Hast nichts im Kutschentruckle?"

„Warum fragst?" erwiderte Diethelm erschreckt.

„Ich weiß nicht, warum, ich mein' nur so."

„Es ist nichts darin," schloß Diethelm fest.

Spät in der Nacht, als alles im Hause schlief, schlich Diethelm noch einmal hinab, lauschte, ob Medard in seiner Stallkammer schlief, ging dann nach der Scheune, öffnete den Kutschensitz, nahm das Kienholz heraus, trug es die Leiter hinauf nach dem Heuboden und versteckte es unter einem Dachstuhlbalken. Aber kaum war er wieder die Hälfte der Leiter herab, als ihm gerade dieses Versteck besonders gefährlich erschien; er kehrte wieder um und fand am Ende nichts Besseres, als das Kienholz wieder in den Kutschensitz zu verschließen, er faßte dabei den Vorsatz: bei der nächsten Ausfahrt dieses willfährige Brennmaterial wieder auf die Straße zu schleudern. Er schauderte vor sich selber, indem er dachte, was ihm durch den Sinn gegangen war, und die Hand auf das Kienholz legend, schwur er vor sich hin, in stiller, verborgener Nacht, jede Versuchung von sich abzutun, und wie aus einem wüsten Traume erwacht, froh, daß es nur ein Traum war, schlief er ruhig und fest.

Am andern Tag, es lag ein leichter Schnee auf dem Felde, fuhr Diethelm in Angelegenheit seines Waisenpflegeramtes wieder nach der Stadt. Er wollte unterwegs das Kienholz wieder wegwerfen, und zweimal hielt er an und öffnete den Kutschensitz, als jedesmal Leute daherkamen, so daß er in seinem seltsamen Tun gestört wurde und wieder davonfuhr. Es war ihm, als ob er auf lauter Feuer sitze, aber bald lachte er über diese alberne Furcht und wollte sich nun gerade zwingen, sie zu überwinden, und heiteren Blickes fuhr er in die Stadt ein. Am Stern wußte er nicht, sollte er besondere Achtsamkeit empfehlen, da er etwas im Kutschensitze habe; aber das konnte aufmerksam machen, er müßte Red' und Antwort darüber geben, darum war's besser, er schwieg ganz, und so blieb's dabei. Als er auf dem Waisenamte war, fühlte er mitten in den Verhandlungen plötzlich einen jähen, heißen Schreck: er glaubte, er habe den Kutschensitz nicht recht verschlossen, es war ihm fast sicher, daß er offen war: wenn nun jemand darüber kam und den wunderlichen Schatz fand, was konnte das für Gerede geben, welche Ahnungen mußten in den Menschen aufsteigen! Ohne nachzusehen, unterschrieb Diethelm alles, was man ihm vorlegte, und eilte nach dem Wirtshaus; seine Vermutung hatte ihn betrogen, der Kutschensitz war wohlverschlossen, aber er wagte es nicht, ihn jetzt zu öffnen und nach dem verräterischen Inhalt zu schauen.

Fortsetzung folgt.

Nr. 18 — 25. Jahrgang

Unterhaltungsblatt

Mittwoch, 1. Mai 1918

Maientag.

Du Tag der Blüten warst einst unser Fest,
Da wir den Lenz begrüßt als Weltenweiher!
Im jungen Blattschmuck prangte das Geäst,
Im Grün der Hoffnung stand die Völkerfeier!
Nun aber rennen viermal Jahr um Jahr
In Blut und Brand gehüllt, kriegslärmumwettert ...
Und blütenlos bot unser Baum sich dar,
Geknickt, verdorrt, zersplittert und entblättert!

Du Maientag, wann rinnen Mark und Saft
Tatfroh und lenzjung neu durch dein Gezweige?
Wann stehst du wieder, ein Symbol der Kraft,
Daß stolz der eine dich dem andern zeige, —
Daß voll dein Wipfelwerk mit Blättergrün
Uns Schatten wie in alten Tagen spende,
Wenn nach des Alltags arbeitsreichem Mühn
Am Weltweihtage feiern unsre Hände?

Ein Raunen harft durch dein gelähmtes Holz,
Das blatt- und blütenlos im Sturm der Zeiten
Aufrecht blieb stehen: ragend, trotzig, stolz ...
Wir hörens schauernd! Doch wer mag es deuten?
Du bist nicht tot! Dein Wurzelwerk rankt tief
Im Zukunfterdreich. Säfte werden schießen
Dereinst wie ehemals! Und was lange schlief,
Wird wieder Lenz und Sonne einstens grüßen!

Denn nicht umsonst trank soviel Blut der Sand,
Und nicht umsonst ging soviel Jugend sterben!
Die Welt pulst weiter, sank auch Hand um Hand!
Auch unser Werk wird neue Hände werben!
Nicht mit den Waffen türmen wir den Bau,
Nicht mit den Schwertern bahnen wir die Pfade!
Hängt heut der Himmel auch noch pulvergrau,
Einst kommt der Tag der goldnen Friedensgnade!

Dann treibt aufs neue dein zerschoss'ner Stumpf,
Und Blätterwerk und Blüten werden treiben!
Klar wird die Luft, die heute schwer und dumpf
Den grauen Atem preßt an trübe Scheiben!
Dann jauchzt das Vogellied durch dein Geäst, —
Dann wandeln wir zu dir in stolzen Reihen!
Du Tag der Blüten warst einst unser Fest,
Und unser wirst du bleiben, Fest im Maien!

In.

Das hölzerne Kreuz.

Am Sonntagmorgen auf der Eisenbahn.

In einem der verrückten Affenkästen, die von der königlichen bayerischen Verkehrsverwaltung aus der Rumpelkammer hervorgesucht und zu vierter Klassenwagen umgewandelt worden sind.

Rings um die vier Wände dieser Kiste ziehen sich Bänke, die so schmal sind, daß man die Füße fest anstemmen muß, wenn der Zug anfährt oder im Halten ist, weil man sonst heruntergewischt wird, wenn einen nicht die neumodische Oelfarbe (Marke Kriegsersatz) festhält, mit der die Bänke gestrichen sind.

Ich bin eine halbe Stunde vor Zugesabgang an den Bahnhof gekommen und habe gerade noch glücklich ein Stehplätzchen erwischt. Die anderen, die nachkommen, müssen sich mit einem Stehplatz in dem von den Bänken umschlossenen Viereck begnügen, das bald mit Menschen vollgepfropft ist. Diese Fülle hat auch ihre gute Seite, weil man nicht umfallen kann, wenn der Wagen ins Hopsen kommt.

Das Publikum besteht zumeist aus Weibern, unter denen wieder die Kriegerfrauen die Mehrheit bilden; es gibt ja gegenwärtig überhaupt nur noch wenige Weiber, die nicht Kriegerfrauen sind.

Daß sie nicht zu ihrem Vergnügen reisen, kann man leicht an allen möglichen und unmöglichen Behältern erkennen, die sie in den Händen und auf dem Rücken tragen: Rucksäcke, Milchkannen, Blecheimer, Pappschachteln, Handkörbe aller Arten und Größen und so weiter. Sie ziehen aus, um bei den Bauern für die eben begonnene Woche Lebensmittel einzuhamstern, weil sie mit den amtlichen Rationen nicht auskommen können.

Sie machen schnell Bekanntschaft miteinander und sind bald in lebhafter Unterhaltung begriffen, die sich auf alle möglichen Gebiete erstreckt. Das Hauptthema bildet natürlich die Sorge ums Essen, vor der zurzeit alle anderen Anliegen in den Hintergrund treten müssen.

Wenn diese wichtige Frage von allen Seiten hinreichend beleuchtet ist, springt das Gespräch auf andere Dinge über. Auch die Kriegslage wird gestreift, über die man zuweilen sehr merkwürdige Urteile vernehmen kann. Zuletzt kommt man auch auf die Leiden und Strapazen, die die Soldaten draußen an der Front auszuhalten haben.

In der einen Fensterecke sitzt eine einfach in Schwarz gekleidete Frau mit einem hübschen, zweijährigen Buben auf dem Schoß. Ihr Gesicht ist auffallend verhärmt und zeigt, daß sie vor noch nicht langer Zeit Schweres durchgemacht haben muß. Sie ist still und teilnahmslos und beteiligt sich nicht an der Unterhaltung.

Neben ihr sitzt eine sehr bewegliche und sehr zungenfertige Kriegersfrau, jung, hübsch, mit vollem, blühendem Gesicht. Man sieht ihr keine Sorge an. Sie führt in dem Chorus das große Wort. Das Schweigen ihrer Nachbarin scheint ihr nicht recht zu gefallen. Zuletzt wendet sie sich an sie mit der Frage:

„Is Ihr Mann auch im Krieg?"

Die Stille schaut plötzlich gleichsam erschreckt auf und scheint nicht sofort eine Antwort zu finden. Dann nickt sie stumm mit dem Kopfe, während ihre Augen einen feuchten Schimmer annehmen.

Die Lebhafte wendet sich wieder zu den anderen, die bereitwilliger auf ihre Redseligkeit eingehen. Jetzt bringt sie das Gespräch gleichfalls auf die Kriegsauszeichnungen und erzählt stolz, daß ihr Mann ein vor einigen Tagen das Eiserne Kreuz bekommen hat. Die andern wollen nicht zurückbleiben und berichten, daß auch ihre Männer schon vor längerer oder kürzerer Zeit für ihre Tapferkeit mit dem Eisernen, einem Verdienstkreuz oder sogar einer Medaille belohnt worden sind. Die Unterhaltung nimmt einen begeisterten Ton an.

Die Stille hat das Gesicht dem Fenster zugekehrt und schaut in den trüben Aprilmorgen hinaus auf die Juraberge, deren Häupter mit einem leichten Schneeschleier bedeckt sind.

Aus ihrer Versunkenheit wird sie wieder von der Lebhaften plötzlich aufgestört, die sich an sie mit der Frage wendet:

„Hat Ihr Mann auch schon eine Auszeichnung erhalten?"

Die Stille wendet ihr den Kopf wieder zu. Aus ihren Augen blickt es fast feindselig. Dann aber seufzt sie leise und sagt wie für sich:

„Ja, mein Mann hat a hölzernes Kreuz kriegt."

Die andere ist durch diese Antwort im ersten Augenblick ein wenig verdutzt und scheint den Verdacht zu haben, daß die Gefragte sie verhöhnen wolle. Aber bald hat sie sich wieder gefaßt und sagt etwas spitzig:

„Ein hölzernes Kreuz? Sie wollen wohl Spaß machen?"

„Ja," lautet die wieder von einem tiefen Seufzer begleitete Antwort. „Sa ist's schon. A hölzernes Kreuz hat er kriegt. Drunten in Flandern. Und mir hat er vier Kinder dagelassen, da hab ich auch mein Kreuz."

Jetzt hat die Fragerin verstanden.

Sie ist merkwürdig still geworden und scheint für den ganzen Rest der Fahrt aus dem Konzept gekommen.

(„Fränkische Tagespost.")

Kleine Geschichten von großen Aerzten.

In der Sprechstunde des berühmten Münchener Chirurgen von Nußbaum, der nie ein Hehl daraus machte, daß er sich der Unzulänglichkeit der ärztlichen Kunst nur allzusehr bewußt sei, erschien eines Tages der ihm persönlich seit langen Jahren bekannte bayerische Brauereibesitzer Krott, um den befreundeten Arzt wegen seines Gichtleidens zu konsultieren. Zwischen Nußbaum und seinem Patienten entspann sich darauf folgender Dialog:

„Mein lieber Krott, wo fehlt's denn?"

„Herr Geheimrat, ich hab's in den Beinen."

„So so, in den Beinen haben Sie's? Na, schaun's, wenn Sie's oben haben, nacha is die Gicht, wenn Sie's unten in den Zehen haben, nacha is das Zipperle."

„Herr Geheimrat, ich hab's in den Knien."

„So, dann zeigen's mal her! Richtig, das ist die Gicht."

„Nun, und was hilft denn dagegen?"

„Ja, schaun's, lieber Krott, da denkens jetzt mal drüber nach, und wenn Sie a richtiges Mittel gefunden haben, nacha sagens mirs, dann sind ma alle Zwoa in einem Jahr Millionäre."

„Was soll ich aber dagegen aun?"

„Trinken's halt möglichst wenig, und halten Sie's Bein warm und gestreckt."

„Dank schön, Herr Geheimrat. Was bin ich schuldig?"

„Das kostet nix, lieber Krott, aber es nützt auch nix."

*

Eine üble Erfahrung mußte einmal der verstorbene Berliner Dermatologe Professor Oskar Lassar machen, der auf Grund der Erkenntnis des ansteckenden Charakters vieler Haarkrankheiten die Bekämpfung der beginnenden Kahlheit durch antiparasitäre Methoden zu seiner Spezialität gemacht hatte. Einem Patienten, der ihn seines Haarschwunds wegen konsultierte, gab er ein Rezept mit der Aufforderung, sich von Zeit zu Zeit wieder vorzustellen. „Aber ich wohne nicht in Berlin, Herr Professor, und ich kann doch nicht gut meiner Haare wegen immer wieder nach Berlin fahren," wandte der Patient ein. „Schön", entschied Lassar, „dann schicken Sie mir Ihre Haare; ich werde sie mikroskopisch untersuchen und dann brieflich das Nötige anordnen." Das geschah denn auch. Der Patient schickte seine Haare ein, befolgte die ihm schriftlich erteilten Verordnungen, um dann aufs neue seine Haare zu schicken. Die Kur fand schließlich ihr Ende mit einem Brief, an dessen Inhalt der Arzt wenig Freude hatte. Denn der Patient schrieb: „Beiliegend erlaube ich mir, wieder einige Haare einzusenden. Leider werde ich die Sendungen nicht fortsetzen können; denn die heute Ihnen zugehenden Haare sind meine letzten."

*

Wie Geheimrat von Frerichs einmal eine lästige Patientin, die die Gelegenheit benutzen wollte, um bei dem berühmten Arzt eine Gratiskonsultation zu erschleichen, abführte, zeigt folgende Geschichte. Die Dame, die in einer Gesellschaft Frerichs Tischnachbarin war, schilderte dem berühmten Kliniker mit peinlichster Ausführlichkeit die Krankheitserscheinungen, die sie an sich beobachtet hatte. Sie endete mit der Frage: „Was raten Sie mir da zu tun, Her Geheimrat?" Die prompte Antwort lautete: „Da rate ich Ihnen, sich an einen tüchtigen Arzt zu wenden." Die Anekdote erinnert an die Geschichte von einem andern Arzt, der in ähnlichen Fällen, wenn er auf der Straße oder in einem öffentlichen Lokal von Bekannten durch solche Gelegenheitskonsultationen belästigt wurde, mit ernstester Miene zu sagen pflegte: „Ziehen Sie sich bitte aus: ich will Sie untersuchen."

*

Zum Schluß noch ein paar Anekdoten von dem berühmten Berliner Arzt Heim, der wegen seine Menschenfreundlichkeit nicht minder berühmt war, wie wegen seiner witzigen Art, die Wahrheit zu sagen. Heim hatte in seinen „Kleinen medizinischen Schriften" der Anwendung des Arseniks bei inneren Leiden warm das Wort geredet, ein Verfahren, gegen das sich Hufeland heftig wandte. Er bekämpfte insbesondere den von Heim befürworteten Gebrauch des Arseniks bei Wechselfieber. Als beide einmal zusammentrafen, fragte Hufeland Heim: „Was werden Sie sagen, lieber Kollege, wenn Gott Sie dereinst wegen des verwegenen Spiels mit dem stärksten Gift zur Rechenschaft zieht?" „Ich werde sagen," erwiderte Heim, indem er Hufeland lachend auf die Schulter klopfte, „Alter, davon verstehst Du nichts".

Sehr hübsch ist auch die Art, in der Heim einmal eine Dame abfertigte, die ihm ein Langes und Breites über ein Hausmittel erzählte, das man ihr als unfehlbar gegen die Kopfschmerzen, an denen sie stark litt, gerühmt hatte. Nach langem Zögern gab sie endlich das Geheimnis preis und erklärte, daß das Mittel darin bestande, den schmerzenden Kopf mit Sauerkohl zu bedecken. „Vorzüglich", erwiderte Heim, „ganz ausgezeichnet. Nur dürfen Sie nicht vergessen, oben auf das Sauerkraut auch eine Bratwurst zu legen."

Für unsere Frauen

Klatsch nicht!

Der „Gewerkschaftlichen Frauenzeitung" wird geschrieben: Ein tiefbetrübliches Vorkommnis drängt mit der bitteren Anklage, die aus ihm geholgert werden kann, den Gedanken immer wieder auf. Eine Frau, über deren Lebenswandel die liebe Nachbarschaft allerhand Böses zu sagen wußte und auch dem Ehemann ins Feld berichtete, nimmt sich das Leben kurz bevor der Mann in den Urlaub heimkehrt.

Das böse Gewissen! wird die ungeduldige Nachbarin sagen, die es für nötig befand, den Mann zu unterrichten. Und mit dem Gefühl, daß der Gerechtigkeit Genüge geschah, geht die Umwelt über die Tatsache hinweg, daß ein junges Menschenleben vernichtet, daß Kinder mutterlos, daß ein Heim zerstört wurde.

Aber, wer ist denn so sicher, daß es das böse Gewissen war? Kann die Frau nicht auch unter dem Mißtrauen, das ein falscher Schein gegen sie erweckte und das zu beheben sie keine handgreiflichen Beweise besaß, genug gelitten und an dem guten Ausgang einer Auseinandersetzung mit dem argwöhnisch gemachten Ehemann so gezweifelt haben, daß sie in einem Moment der äußersten Verwirrung Hand an sich legte? Wer weiß nicht, daß ungerechtfertigtes Mißtrauen den Empfindsamen oft schlimmer schmerzt als einen Schuldigen das böse Gewissen? Und wer ist in der Lage, überhaupt über Schuld und Unrecht in solchen Fällen abzurreißen?

Ich will ganz bestimmt den Frauen nicht das Wort reden, die zu Zeiten, wo ihr Mann die höchsten Entbehrungen leidet und täglich und stündlich in Eisenhagel, Feuer, Schlamm und Stickgasen vom Tod umfangen ist, das Heim, das zu wahren ihre Aufgabe ist, entweihen durch einen würdelosen Lebenswandel. Ich will nicht Frauen das Wort reden, die so wenig seelischen Halt haben, daß sie der Gegenwart des Mannes bedürfen, um die Treue zu wahren.

Aber es gab doch auch Paare, die die Trennung als Erlösung empfinden mußten, die, tief innerlich zerfallen, nicht mehr zusammenkommen konnten, wenngleich vielleicht äußerlich immer alles normal und friedlich aussah. Und es gibt Frauen, denen die durch den Weggang des Mannes erzwungene Selbständigkeit, denen auch zum erstenmal die Arbeit ihren eigenen Wert klar machte, der bisher gegen einen Gatten, der ihre Entwicklung bewußt und unbewußt hemmte, nicht aufkommen konnte.

Ist ihnen Untreue ebenso schwer anzurechnen? Wohl kaum. Und dann, ist alles Untreue, was eine schwatzhafte Nachbarschaft dafür hält? Fast jeder hat in seinem Leben schon erfahren, daß es Gerüchte gibt, die sich hartnäckig erhalten und an denen trotzdem kein Deut Wahrheit ist. Die dümmste Redensart ist die, daß etwas doch meist an einem Gerüchte wahr sein muß. Dem ist nicht so. Oft ist das gerade Gegenteil dies Etwas, was wahr ist. Es sind die reinsten und schönsten Freundschaftsverhältnisse zwischen Mann und Frau mit Schmutz beworfen worden. Und daß unter den einsamen Kriegerfrauen, denen das jetzige Leben mit seinen großen Erschwernissen der geschäftlichen, der hauswirtschaftlichen und der Erziehungsaufgaben das Bedürfnis nach Anlehnung an Rat und Hilfe eines wackeren Freundes weckte, auch andere als ehrvergessene Missetäterinnen sind, das sollten doch wirklich Frauen von einander glauben können.

Es ist aber leider wahr, daß der Klatsch, die Sucht, anderer Menschen persönliche Lebensverhältnisse zu besprechen und zu beurteilen, unter den Frauen zurzeit nicht weniger heimisch ist, als vor dem Kriege. Das böse „Anstehen" nach Lebensmitteln hat die Neigung dazu nur verstärkt. Und ist er schon im Frieden etwas Unschönes, ist er im Kriege noch häßlicher und unverständlicher, denn gerade jetzt unter den abnormen Lebensverhältnissen, bei den verwüstenden Wirkungen, die außerordentliche Schicksale auf das Seelenleben so mancher Frau, so manches Mannes und leider auch Kindes ausgeübt haben, ist es ganz unmöglich, die Handlungen der Menschen nach einem bestimmten Schema zu beurteilen, ohne geprüft zu haben, welche seelischen Faktoren auf sie einwirkten.

Aber Klatsch prüft nicht. Klatsch berichtet — und zwar meist nur nach einem oberflächlichen Augenschein. Oft fehlt sogar selbst der — und Klatsch trägt eben einfach weiter, unbekümmert, ob er andern weh tut.

Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle, heißt ein tiefes Bibelwort. Und mancher Tugendstolzen, die sich wacker entrüstet, mag es einmal gehen wie Gretchen im „Faust", wenn es sich eingesteht:

„Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen ...
Und segnet mich und tat es groß
Und bin nun selbst der Sünde bloß."

Schelmenstücklein.

(Aus dem Band „Neue Allotria" von dem Leipziger Humoristen Georg Böttcher, † 15. Januar 1918.)

Im Königsschloß trutzig stand
Ein fahrender Geselle.
Die Laute schlug der kecke Fant
Und sang dabei ganz helle:

„Ihr Herrn und Damen hoch geehrt,
Ihr Glücklichsten hienieden:
Was nur verlangend das Herz begehrt,
Das wird euch alles beschieden!

„Ihr schlürft aus Gold den edelsten Wein,
Ihr prunkt in Sammet und Seide,
Euch schmücken Perl' und Edelstein
Und Kronen und Geschmeide!

„Und doch vermöcht' ich fahrender Mann
Euch Stolzen eins zu zeigen,
Was keins von euch mir zeigen kann
Und wär' ihm alles eigen!

„Auch du, goldstrahlender Ritter, nicht —
Ja, runzle nur die Braue!
Auch du, holdseliges Angesicht,
Auch du nicht, schöne Fraue!

„Auch du nicht, feiner Edelknab,
Du darfst mir's, Stolzer glauben —
Hat keiner, was ich Armer hab'!
Und keiner kann mir's rauben!"

Da ließ der König, neugiervoll,
Vor sich entbieten den Sänger:
„Was dir ward und uns fehlen soll —
Nun hehl es uns nicht länger."

„Wohlan! — Was keiner mir rauben kann,
Was Ihr und des Reiches Große
Nicht habt, Herr König, ich sag' es an!
Ich habe — ein Loch in der Hose!"

Heiteres

Das Monokel. Bei meinem Regiment haben wir einen jungen frischgebackenen Leutnant der Reserve, in Zivil stud. jur. — sehr schneidig —, der mit der Würde eines Regierungsassessors stets ein Monokel im linken Auge trägt.

Wir fahren gemeinsam auf Urlaub und haben das Pech, auf dem Wege zur Bahnstation durch einen Platzregen völlig durchweicht zu werden. Die mit dem Gepäck schon vorher zur Station geschickten Burschen sind trocken hingekommen und helfen uns mit ihren Mänteln aus.

Ein ebenfalls auf den Zug wartender Landsturmkanonier sieht erstaunt meinen Kameraden an, der sich auch jetzt im Lanzetmantel nicht von seinem Einglas hat trennen können.

„Du," sagt er schließlich, „du — bist du denn auch Kanonier?"

Hierauf mein Freund, sehr kühl: „Erlauben Sie mal, haben Sie schon mal 'nen Kanonier mit Monokel gesehen?"

Darauf der Kanonier, gar nicht niedergeschmettert: „Nee — darum frag' ich dir doch gerade du A—rmloch!" —

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.